

aus Deutschland



“Who is the person who can speak for Rwandans? I can speak for them because they elected me. “Paul Kagame, Präsident der Republik Ruanda, 30.10.2012

Stipendiaufenthalt in Ruanda

vom 15.10. bis 26.11.2012

Populärkultur in Ruanda – Brüche in der Friedhofsruhe

Von Florian Schwarz

Ruanda, vom 15. Oktober bis 26. November 2012



Inhalt

1. Der Autor	683
2. Prolog. Der Sicherheitsmann in Addis Abeba.	683
3. Kultur in Ruanda? Warum?	684
4. Vorgehen	687
5. Die Flagge auf der Bierflasche	688
6. Was ist mit den ‚Chronicles‘ passiert?	693
7. Time is money. Wirklich?	696
8. Wash Hands, please. Alltagskultur.	700
9. In der kulturellen Sahelzone?	703
10. So, how long will you teach us?	704
11. Der alte Mann im leeren Zelt	707
12. VIP oder normal?	709
13. Natürlich zahl ich!	711
14. We are very real!	713
15. Kultur in der wirtschaftsfreundlichen Autokratie. Versuch eines Fazits.	716
16. Epilog. Eric kommt nicht.	720
17. Danksagungen	721
Postscriptum:	722

1. Der Autor

1982 in Hagen in Westfalen geboren, nach Abitur und Zivildienst in Marburg und Québec Politikwissenschaften, Französisch und neuere Geschichte studiert. Im Studium Praktika und Jobs an der Universität, bei der Zeitung und beim Hörfunk.. Entgegen aller Unsicherheiten, die einem so erzählt werden, und die man zeitweise glaubt, wenn man ‚was mit Medien‘ macht, direkt aus dem Studium auf eine feste freie Stelle als Regionalkorrespondent für den Hessischen Rundfunk in Kassel ‚geflutscht‘; die Stadt, die nur bei der documenta blüht, dann aber richtig. Nach fast zwei Jahren dort, Volontariat beim WDR in Köln, im Sender und der Stadt Wurzeln geschlagen, anschließend ein Jahr Redakteur in der Abteilung Kultur Fernsehen, seit der Recherchereise freier Autor, vor allem für den WDR.

2. Prolog. Der Sicherheitsmann in Addis Abeba.

„Where are you going next?“, will einer der Sicherheitsmänner beim Umsteigen am Airport in Addis Abeba wissen. Er blickt dabei zweifach auf den Monitor des Gepäck-Scanners, mit großen Augen. Was er sieht? Meine Videokamera, Mikrofone, Schreibzeug, Kabel. Was man so hat, wenn man eine journalistische Recherche und große Reise auch in bewegten Bildern mit nach Hause bringen möchte. Wo ich denn damit hin wolle? Nach Ruanda. „Oh! Then, I wish you good luck with that!“ Seine Miene verzieht sich zu einer Mischung aus Belustigung und Sorgen. Da will also jemand mit Kamera und Mikrofon nach Ruanda.

Der Sicherheitsmann wird es nicht gewusst haben: ‚Reporter ohne Grenzen‘ wies dem Land 2011 in seiner Rangliste der Pressefreiheit Platz 156 von 179 zu. Ruanda befindet sich dort in der illustren Gesellschaft des Libyens noch unter Gaddafi, dem Folterstaat Saudi-Arabien, acht Plätze weiter unten folgt Somalia. Eine Ahnung davon hat sogar ein Sicherheitsmann in Äthiopien, rund 3.000 Kilometer entfernt. Also, auf als Journalist, in einen Staat, in dem diese um ihr Leben fürchten müssen. Ich bin weiß, so schlimm wird es schon nicht werden.

‚Schlimm‘ wurde die Arbeit als Journalist in dem autoritären Staat Ruanda nicht, oft schwierig, immer spannend. Aber offiziell war ich ja gar kein Journalist, denn ich befolgte die Warnungen und deutlichen Ratschläge meiner Bekannten vor Ort. Als Beruf trug ich in die ‚immigration card‘ am Flughafen Kigali ‚teacher‘ ein. Sechs Wochen war ich nun music teacher, auf der Suche nach Kultur und Musik in Ruanda. Auf Privatreise befand

ich mich, damit ich meinen Schülern zu Hause von dem spannenden und vielfältigen Kulturleben in dem winzigen Land in der Mitte Afrikas berichten könne. Eine Erzählung, die mehr als ein Polizist, Geheimdienstler und auch Gesprächspartner von mir hörte. Offensichtlich war ich glaubhaft. So glaubhaft, dass manch einer dann von mir Unterricht bekommen wollte. Da musste ich leider passen. Unangenehm war mir das. Immer wieder spürte ich den moralischen Konflikt, Menschen nicht die Wahrheit zu sagen. Hätte ich die Wahrheit gesagt, hätte niemand mit mir gesprochen; mit Ausnahme der Polizei. Eine deutsche Entwicklungshelferin, die mit Jugendlichen an einem vollkommen unverfänglichen Radioprogramm arbeitete, verbrachte nach der Einreise erst einmal Stunden im Einzelverhör, Anschreien und Drohen inklusive. Eine deutsche Journalistin, die zu einem sehr verfänglichen Thema, der M23-Rebellion im Ost-Kongo – auch dazu später mehr – recherchierte, Tage im Gefängnis. Willkommen in Ruanda.

3. Kultur in Ruanda? Warum?

Das erste Mal von Ruanda gehört habe ich als Junge. 1994. Fernsehberichte von Leichen, die tausendfach bis in den Viktoria-See geschwemmt wurden. Sie machten das Morden im winzigen Staat in Zentralafrika unübersehbar. Verständnis gleich null. Im Politikstudium stieß ich wieder darauf in einem Seminar über europäischen Imperialismus während meines Auslandsstudiums in Québec.

In meiner Seminararbeit ging es darum, wie erst die deutschen und dann vor allem die belgischen Kolonialherrscher aus den zuvor noch überwindbaren sozialen Einteilungen Hutu und Tutsi, anhand importierter Theorien und Ideologien, unveränderliche ‚Rassen‘ schufen. Tutsi war, wer mehr als zehn Stück Vieh besaß (!), Hutu alle anderen – Der Viehbesitz, Wurzel einer rassistischen Aufteilung der Gesellschaft, die 1994 ihren grausamen Höhepunkt fand. Mit dem grausamen Höhepunkt beschäftigte ich mich später noch einmal, in der Abschlussprüfung Politikwissenschaft, wo es unter anderem um die französische Außenpolitik während des Genozids ging. Die absteigende Kolonialmacht, erfüllt von Angst, weiteren Einfluss an die Vereinigten Staaten zu verlieren, schreckte erst nicht davor zurück, das verbündete (Völkermordregime weiter aufzurüsten. Als die Niederlage nicht mehr abzuwenden war, sicherte Frankreich den Verantwortlichen die Flucht in den Ost-Kongo militärisch ab. 100 Tage lang hatte die Welt dem Morden tatenlos zugesehen, zum Ende hin, sicherten die ersten ausländischen Soldaten dann den Tätern freies Geleit.

Diese beiden Male beschäftigte ich mich länger mit dem Land. Dazu ein

paar Filme, alle mit dem Thema Völkermord, Berichte in der Presse, wie das Land mit seinem erdrückenden Erbe umging, und immer mal wieder Positivmeldungen, über das unerwartete Wirtschaftswachstum seit den frühen 2000er Jahren.

In Deutschland beschäftige ich mich beruflich mit Themen aus dem erweiterten Kulturbereich, und als ich von der Heinz-Kühn-Stiftung erfuhr, entstand die Idee zu meiner Recherche: Kultur in Ruanda. Nachgegoogelt, gelesen, wenig gefunden. Ich hatte mein Thema; vor allem war es mir wichtig, einen anderen Blick auf das Land zu werfen, Ruanda nicht nur als ‚Problemland‘ wahrzunehmen, sondern in der Kultur Ausblicke auf Kommendes zu finden.

Die ersten Reaktionen von Expats in Ruanda, den dauerhaft dort lebenden Ausländern, waren alle gleich: „Kultur? Hier? Gibt es doch gar nicht!“ Sicher hat Ruanda nicht eine ähnlich große Kulturszene, wie beispielsweise manch westafrikanischer Staat, von wo aus es manche Musiker sogar in den Westen schaffen; oder westliche Musiker für Recherchen, Projekte und Konzerte hinreisen. Aber, Kultur gibt es nicht? Das ist falsch. Ich hoffe, das im Folgenden zeigen zu können.

Warum also wollte ich in Ruanda zu Kultur und Musik recherchieren? Warum wollte ich recherchieren in dem Land, dessen Name mit dem Völkermord 1994 zum Synonym für alle Schrecklichkeiten des ‚schwarzen Kontinents‘ geworden ist. Hier Kultur Schaffende befragen? Gibt es die überhaupt? So hörte ich vor und nach meiner Reise dorthin immer wieder besorgte Nachfragen, ob nicht Ruanda das Land sei, wo sich immer wieder die Menschen ‚abschlachten‘. Nein, in Ruanda schlachtet sich heute niemand ab. Das Land ist kein afrikanischer ‚failed state‘, kein gescheiterter Staat. Ganz im Gegenteil gehört es seit dem Völkermord zu den politisch stabilsten Staaten des ganzen Kontinents. Der Staat kontrolliert seine Grenzen und sein Territorium, treibt Steuern ein, gewährleistet (wenn auch geringe) Sozialleistungen und medizinische Versorgung für seine Bevölkerung, fast alle Kinder gehen in die gebührenfreie Grundschule, es gibt Rechtssicherheit für Investoren und vor allem müssen sich Polizei und Militär nicht mangels Sold vom Land ernähren, die eigene Bevölkerung ausplündern. Es gibt in Ruanda quasi keine Gewaltkriminalität und ein gut ausgebautes Straßennetz. Offene Korruption wird, anders als beispielsweise in den Nachbarländern Uganda und Demokratische Republik Kongo, verfolgt. Ein amerikanischer Entwicklungshelfer, der jahrelang in der Zentralafrikanischen Republik gearbeitet hat, Vater wurde, und sein Kind dort nicht aufwachsen sehen wollte, sagte mal lakonisch: „Rwanda is Africa for beginners.“

Ein stabiles, ein ruhiges Land. Doch um welchen Preis? Kritiker spre-

chen von Friedhofsruhe, manche gar von einer Diktatur, die dort herrsche. Da Präsident und Regierung in ihren Handlungen aber nicht völlig frei sind, eine gewisse Berechenbarkeit in Fragen des Rechts und der Machtausübung bieten, kann ich die Einschätzung, Ruanda sei eine Diktatur, nach meiner Zeit dort nicht teilen; das vorweg. Eine Autokratie aber (Zensur der Presse, Inhaftierung Oppositioneller, starke Exekutive, schwache Legislative), ist Ruanda sicherlich.

Die RPF (Rwandan Patriotic Front), ehemalige Rebellenarmee der Tutsi-Flüchtlinge aus den Nachbarländern, die 1994 den Völkermord der Hutu-Regierung beendete, indem sie das Land eroberte, regiert den Staat, kontrolliert ihn nach den Zielen, Idealen und Bedürfnissen der Partei. Angeführt wird die RPF von Paul Kagame; 1994 ihr Militärführer und angesehener Stratege, seit dem Jahr 2000 Präsident Ruandas. 2010 wurde Kagame mit so sagenhaften wie unrealistischen 93,1% in Direktwahl vom Volk im Amt bestätigt. Kaum ein Geschäft, kein einziges offizielles Gebäude, welches nicht vom Konterfei des Präsidenten geziert wird.

Öffentliche Kritik an der Person des Präsidenten ist tabu, eine nennenswerte politische Opposition existiert nicht. Zwar gibt es im Parlament und in der Regierung sogenannte Oppositionsparteien. Allerdings üben sie nicht Opposition aus in dem Sinne, dass sie das machtpolitische Korrektiv zur RPF wären. Sie tragen andere Namen als die Regierungspartei und dienen dazu, Alternativkandidaten für die Präsidentschaftswahlen aufzustellen, die dann vielleicht ein Prozent der Stimmen bekommen. Die einzige prominente Oppositionsführerin, Victoire Ingabire, die auch Kritik an der Person und Politik des Präsidenten übte, wurde während meines Aufenthaltes in einem aufsehenerregenden Prozess wegen Landesverrats und Verharmlosung des Genozids zu acht Jahren Haft verurteilt. Das Problem dieser ‚echten‘ Opposition ist, dass sie sich nie glaubhaft der Verdächtigungen entledigen konnte, sie stehe in einer Linie mit der für den Völkermord verantwortlichen Hutu-Staatspartei und -Ideologie, wolle wieder ein ‚Hutu-Regime‘ errichten.

Pressefreiheit, siehe oben, gibt es faktisch nicht, die Überwachung durch staatliche Stellen ist im Alltag spürbar. Dazu kommt eine ideologische Begleitmelodie, die permanent und auf vielen Kanälen einen Kollektivismus nach Innen und eine Abschottung gegen äußere Kritik unter den starken Schultern von Vater Staat, respektive Kagame propagiert.

Allerdings ist die ruandische Bevölkerung in ihrer großen Mehrheit sehr jung, über 40% sind unter 14 Jahre alt, über 50 Jährige sind in Ruanda eine Seltenheit. Diese Post-Genozid-Generation wächst also in stabilen, autoritären Verhältnissen auf, die aber zugleich einen für Ruanda beeindruckenden Wirtschaftsaufschwung mit sich brachten. Westliche Konsummuster

und Konsumbedürfnisse haben auch dort Einzug gehalten, es gibt Stars und Sternchen in Medien und Musik. Der Präsident bekommt also Konkurrenz von anderen Idolen. Bildung wird langsam breiteren Bevölkerungsschichten zugänglich, der Ausbau von und der Zugang zum Internet, damit auch ein Blick in andere Gesellschaften, wird sogar staatlich gefördert. Und hat gesellschaftlicher Wandel nicht oft genug bei der Jugend angefangen?

Und diese Jugend macht ‚ihr Ding‘. Ich ging davon aus und habe es dann auch vor Ort bestätigt gefunden, dass gerade in der jungen Musik, vorweg, es ist, der Hip-Hop/Rap, durchaus Abweichungen und eine gewisse, wenn auch oft leise und indirekte Kritik an den gesellschaftspolitischen Verhältnissen möglich ist. Der Präsident und seine Partei haben Ruanda unter Kontrolle, aber beim Blick auf die kulturellen, vor allem eben populärkulturellen Phänomene vor Ort, finden sich Brüche im Bild des Ruandas in Friedhofsruhe. Ich wollte wissen: Was kann gesagt, was geträumt, was gewünscht werden? Welche Sehnsüchte, welche Hoffnungen und welche Ängste drücken sich in der Populärkultur des Landes aus? Wie weit gehen Künstler auch mit politischer Kritik? Und empfinden diese den Autoritarismus des Staates überhaupt als einengend?

Kultur ist nicht Politik, aber existiert auch nicht ohne diese. Sie lebt durch und mit ihr; drückt Abweichungen aus, kritisiert, fordert, formuliert neue Bedürfnisse und andere Ideen, als jene, die der Staat vorgibt. Ob und wie sich diese eben auch gesellschaftspolitisch bemerkbar machen könnten, womöglich zu einer Liberalisierung der autoritären Strukturen führen mögen, kann ich nicht sagen. Aber es gibt sie. Sie haben mich beeindruckt.

4. Vorgehen

Ich werde hier nicht eine umfassende komplette Geschichte Ruandas wiedergeben, mich, wo es geht, auf Eindrücke meiner Reise beschränken. Platz ist knapp und das Erlebte drängt aufs Papier. Da aber Kultur eben nicht ohne den politischen Kontext zu begreifen ist, will ich die politische Situation im Herbst 2012 beschreiben, eine für Ruanda ‚heiße‘ Zeit. Dazu gehört für mich auch die veröffentlichte Meinung, die offiziellen Diskurse in Presse und Medien. Die angedeuteten Brüche in der ruandischen Autokratie geschehen auf einer wirtschaftlichen Grundlage, die sich in den Jahren seit 1994 stark verändert hat. Diesen wirtschaftlichen Wandel werde ich ebenfalls thematisieren. Anschließend versuche ich, ein Bild der ruandischen Alltagskultur zu zeichnen – der ruandischen Mentalität, wenn man so will – um mich dann vor allem mit der Musik zu beschäftigen. Eine Reise zu Kirchenmusikern, die Gott feiern, zu jungen Rappern, die vieles anders ma-

chen wollen, zu Producern, die mit wenig viel schaffen und zu einem alten Exilanten, der von früher träumt und über die Gegenwart den Kopf schüttelt. Unter anderem.

5. Die Flagge auf der Bierflasche

Manchmal ist das Große im Kleinen sichtbar. Zum Beispiel auf dem Etikett einer Bierflasche. Primus heißt die Marke, wenn sie auch in den letzten Jahren Konkurrenz bekommen hat, ist es doch das Bier der Ruander. Auch im hinter-letzten Dorf ist immer mindestens eine Bar zu finden, die vom gelb-roten Schriftzug auf knallblauem Grund geschmückt wird. Auf die Flaschen ist dazu noch eine kleine Afrikakarte gedruckt, über ihr flattert die ruandische Flagge. Die Flagge eines Staates, der gerade so groß ist wie das Bundesland Rheinland-Pfalz. Nicht so beim Bier: Hier reicht die Flagge vom Indischen zum Pazifischen Ozean, verdeckt Kongo, alleine schon so groß wie Westeuropa, Angola, Sambia, Tansania, Uganda und weitere Staaten. Vielleicht ein passendes Sinnbild für das ruandische Selbstbewusstsein.

Die ruandische Machtpolitik seinen Nachbarstaaten gegenüber war ein Thema, mit dem es das Land während meiner Zeit vor Ort sogar ausnahmsweise mal in die 20 Uhr Tagesschau in Deutschland schaffte: Die Verwicklungen Ruandas in die M23-Rebellion im Ost Kongo. Wie viel den Industriestaaten diese Krisenregion wert ist, sah ich an der ruandisch-kongolesischen Grenze bei Kamembe. Von dort aus werden UN-Blauhelme in den Kongo geschickt: Alte LKW, darauf zusammengepferchte pakistanische Soldaten, unsicher blickend, wenig Gerät, gerade mal des Englischen mächtig, des Französischen nicht. Was sollen die dort auch tun? Das ist hier nicht mein Thema. Bleibe ich bei Ruanda.

„M23, M23, M23!“ werde ich abends von Unbekannten auf der Straße aggressiv angejubelt, nachdem die Rebellenbewegung im Ost Kongo Goma, wichtige Grenzstadt zu Ruanda, eingenommen hat. Stolz und Freude. Die kongolesische Armee konnte der gut trainierten und für eine Rebellenarmee relativ disziplinierten Truppe nichts entgegensetzen, die meisten ‚Regierungs‘-Soldaten und Polizisten liefen kurzerhand kampfflos über, brachten ihre Waffen mit. Die UN-Truppen, Stabilisierungsmission, überließen den Rebellen ganze sieben Schiffscontainer voller Waffen und Munition, verhielten sich ansonsten passiv.

„The M23 fight like our army is fighting“, erzählt mir Walid aus Gisenyi, direkt neben Goma auf ruandischer Seite gelegen; Stolz auch bei ihm. Menschen sprechen davon, Ost Kongo werde nun Ruandas fünfte Provinz.

Dass Ruanda die Rebellen trotz aller offiziellen Dementis unterstützt und sie auch steuert, ist unter der Hand Konsens – und offensichtlich. Nur sagen darf es niemand.

Denn die offizielle Linie ist eine andere: Ruanda habe mit den Konflikten im Ost Kongo nichts zu tun, die unfähige kongolesische Regierung in Kinshasa, Tausende Kilometer entfernt, versuche von der eigenen – ebenfalls offensichtlichen – Unfähigkeit abzulenken. Die Staaten des Westens, die UNO und alle internationalen Organisationen hätten sich in ihrer Feindschaft Ruanda gegenüber verschworen, Menschenrechtsorganisationen, die sich kritisch über das Land äußerten, hätten eine verborgene Agenda, um dem Land zu schaden. Die Gründe für diese ‚Feindschaft‘? Präsident Kagame, und in seinem Gefolge die gesamte nationale Presse, erklärt es sich so: „Die einzige Bedeutung, die all diese Kritik an uns hat, ist, dass wir Ruander darauf bestehen, unsere Anliegen selbst zu regeln. Das ist das Hauptproblem, was die Kritiker mit uns haben“ (30.10.12).

Es sind in ihrer Einfachheit Schutzbehauptungen und Verschwörungstheorien, sie werden aggressiv verbreitet und in Ruanda widerspricht diesen besser niemand offen. Immer schwingt die Forderung mit: ‚Ruander, vereinigt Euch hinter Eurem Präsidenten gegen das Ausland, das uns nur Böses will!‘ Äußere Feinde, innere Stromlinienförmigkeit. Zur gleichen Zeit, als in Ruanda so viele Klagen über das ‚ungerechte‘ Ausland verbreitet wurden, schaffte es das Land übrigens zum ersten Mal seit dem Genozid wieder, in den UN-Sicherheitsrat einzuziehen. Eine umstrittene Entscheidung, sicherlich. Und trotzdem lässt sie an der Realitätstreue der Erzählung, Ruanda werde permanent von außen attackiert, weiter zweifeln.

Dazu zogen sich die M23-Rebellen genau in dem Moment aus Goma zurück, als auch Ruanda sie dazu aufforderte.

Primus-Bier macht übrigens Bauchschmerzen, trinkt man mehr als zwei.

Die Mittel des ruandischen Staates, die eigene Bevölkerung ‚auf Linie‘ zu halten und nach Anweisung von oben Politik zu machen sind effizient, omnipräsent und die anscheinende Widerspruchslosigkeit, mit der die Bevölkerung darauf eben nicht reagiert, kannte ich bis dahin nicht. „Where is your permission to take photos here?“ fragen mich 16-Jährige, als ich in Musanze – nach meinem Verständnis – vollkommen unverfängliche Landschaftsfotos mache. Im Hotel heißt es später, das seien Spitzel gewesen. Nachdem ich mit meinem Bekannten Nass im Stadtteil Nyamirambo von Kigali – ebenfalls vollkommen unverfängliche – Straßenszenen drehe, sagt er mir nachher ebenfalls, sämtliche Spitzel des umudugudu, man könnte es mit Blockwart übersetzen, seien da gewesen und hätten Informationen eingeholt.

Doch habe ich trotz all dieser Maßnahmen nie, auch nach mehreren Bier

und in vertrauter Atmosphäre, nur einen einzigen persönlichen Angriff auf den Präsidenten gehört. Auf die Reichen kann man schimpfen, auf die Regierung im Allgemeinen auch, wenn es richtig haarig wird, auf die Partei. Aber nie gegen Kagame. Überraschender noch: Da sitzt man stundenlang und diskutiert über die Probleme, Sorgen und die Unfreiheit des heutigen Ruandas, die Stimmung schaukelt sich auf, alle schimpfen. Und dann irgendwann die Frage: „Was glaubt ihr eigentlich, was passiert, wenn der Kagame mal weg ist?“ „Bürgerkrieg!“ Unisono. „Jemand anders kann das nicht.“ Das, was dem westlichen Reporter immer wieder als Unfreiheit begegnet, ist für viele Menschen ganz einfach: Sicherheit. Sicherheit plus ökonomischen Fortschritt. Wer hatte in Ruanda vor 1994 einen Fernseher, wer ein Telefon auch nur einmal gesehen? Oder einen Arzt? Heute sind solche Dinge Alltag, sie werden der Herrschaft Kagame zugeschrieben.

Die staatliche Regulierungs- und Verordnungsmacht treibt dabei auch die ein oder andere zunächst amüsante Blüte. Ich wunderte mich, so viele Jogger und Fahrradfahrer auf den Straßen zu sehen, Berg hoch, Berg runter, immer aktiv. Erklärung: Der Präsident, selbst rank und schlank, möchte gerne, dass seine Bevölkerung trotz Wirtschaftswachstum nicht in die Breite geht. Jetzt wird freitags kollektiv Sport getrieben: Selbst die Minister haben ihre eigene Fußballmannschaft und kicken gegen den Speck.

Ein Mototaxi-Fahrer, anders denn als Sozius auf den Mietmotos bewegt man sich in Kigali kaum fort, besteht eines Tages darauf, dass ich ein Haarnetz tragen solle. Es ist staatlich vorgeschrieben, dass unter die Helme, die die Fahrer einem leihen, aus hygienischen Gründen ein Netz gehört. Nur habe ich meinen eigenen Helm aus Deutschland mitgebracht; er lässt sich zuverlässig schließen, ist gepolstert und rutscht nicht andauernd vom Kopf. Die Notwendigkeit eines Haarnetzes will sich mir nicht erschließen, immerhin ist es mein Helm. Der Fahrer nimmt mich erst nach einer langen Diskussion dann doch ohne Netz mit. Er ist ängstlich, ich amüsiert. Bis ich die Massen der von der Polizei konfiszierten Motos an den Straßenrändern stehen sehe, deren Fahrer ihren Gästen kein Netz angeboten hatten. Ihre Gewinnspannen dürften minimal sein, bei Spritkosten von einem Euro je Liter und einem Einkommen von maximal einem Euro fünfzig quer durch die Stadt. Haarnetze sind ein zusätzlicher Kostenfaktor. Jetzt müssen all die Moto-losen Fahrer ihre Motos auch noch für hohes Geld wieder aus dem Polizeigefängnis, so nennen sie es, auslösen.

Doch neben der Hygiene ist das Lieblingsthema vieler Verordnungen die ‚Modernität‘. Traditionell pflanzen Ruander, die ein eigenes Haus besitzen, eine Hecke um ihren Vorgarten – ja, Ruander haben wirklich Vorgärten. Sie pflegen die Hecken mit einer Hingabe und Pedanterie, die mich immer wie-

der an deutsche Kleingärtner erinnerte. Nur findet der Präsident diese gewachsenen Hecken nicht modern. Kurzerhand wurden sie in der Hauptstadt verboten. Zwei Wochen hatten die Menschen Zeit, ihre Hecke abzuhacken, wer dies nicht tat, dem wurde sie vom gemeinschaftlichen Arbeitsdienst abgehackt. Dann waren alle Hecken aus Kigali verschwunden und Ruanda wieder ein bisschen moderner.

Ebenfalls unmodern: bunt bemalte Busse. Bis vor Kurzem konnten sich auf den Bussen in vielen Stadtteilen Kigalis Künstler austoben. Mit Pinsel und Lack entstanden fahrende Porträts von Rambo und Bob Marley, bunte Slogans, wilde Kreativität. Das gibt es nicht mehr. Alle Busse sehen jetzt gleich aus: weiß mit gelben Streifen.

Auch Gisenyi ist wieder ein Stück moderner geworden, dank des Loches, das dort jetzt am Strand klafft, und Potenzial für Knochenbrüche hat. Es war mal eine öffentliche Toilette. Dann besuchte eines Tages der Präsident die Stadt und befand, dass Toilettenhäuschen am Strand unmodern seien. Jetzt müssen die Menschen in die Büsche.

Sechs Monate bis zu einem Jahr muss weiterhin in den Knast, wer wesentlich die Nationalhymne falsch singt oder die Landesflagge beim Hissen und Senken nicht grüßt. Die Presse feierte es als Fortschritt, dass seit Neuestem Menschen mit Behinderung oder Autofahrer unter Umständen von der Pflicht zu Singen und zu Grüßen entbunden sind.

Diese Handlungsmacht des Staates ist aber entgegen manch oberflächlicher, aktueller Berichterstattung, keinesfalls ein Phänomen allein der ruandischen Republik unter Paul Kagame. Schon in vorkolonialer Zeit hatte das ruandische Königshaus in Nyanza das Land unter zentralisierter Kontrolle. Der König konnte Steuern eintreiben – auf seinem Staatsgebiet, das damals noch weit in den Ost Kongo reichte und den Kivu-See umschloss, war seine Macht unangefochten.

Durchschnittlich 432 Einwohner hat Ruanda heute pro Quadratkilometer, seit Langem ist es der am dichtesten besiedelte Staat Afrikas. Und dicht besiedelt bedeutet auch: jeder kennt jeden. Auf den Dörfern sowieso, aber auch in der mit Abstand größten Stadt, der Hauptstadt Kigali (1.000.000 Einwohner, danach folgt Butare, heute Huye genannt, mit rund 80.000 Einwohnern), ist es durchaus möglich, sich in den Wohnvierteln nach Menschen einfach durchzufragen. Irgendjemand weiß immer, wo sich der Gesuchte gerade befindet. Und jeder weiß natürlich auch, wenn ein Mzungu, ein Weißer, im Viertel anwesend ist.

Diese Enge und gegenseitige Bekanntschaft war auch einer der Gründe für die Gründlichkeit, mit der das Hutu-Regime 1994 den Völkermord an den Tutsi steuern und durchführen konnte. Jeder wusste wer Hutu, wer Tut-

si, wer umzubringen war. Dazu kam dann noch die von den Belgiern etablierte Vorschrift, dass in allen Ausweispapieren die ethnische Zuschreibung festgehalten war. Ruanda ein starker Staat, eine kontrollierte Bevölkerung – lange schon.

Für reiche, weiße Ausländer keine schlechte Situation: Polizei und Militär haben von der Staatsführung die Vorgabe, Ausländer gut zu behandeln; sicher auch deswegen, weil der Tourismus, vor allem der kostenintensive Tourismus zu den Berggorillas an den Virunga-Vulkanen (700 Dollar für die einstündige Besichtigung einer der Gorilla-Gruppen), inzwischen nach Kaffee, Tee und Mineralien die dritt wichtigste Säule der ruandischen Wirtschaft ausmacht. Diese Vorsicht von Polizei und Militär führt dazu, dass man als Ausländer eigentlich niemals mit ihnen zu tun hat. Zwar gibt es auf allen größeren Straßen andauernd Verkehrskontrollen, bei denen die Polizisten vor allem Scheinwerfer und Scheibenwischer auf ihre Funktionsfähigkeit prüfen (es kann so stark regnen, dass man selbst tagsüber einfach nichts mehr sieht). Nähert man sich einer solchen Kontrolle reicht es für Mzungus aber, seinen weißen Arm aus dem Fenster zu halten, und die Polizei winkt einen durch. Ein einziges Mal hielt man mich an, ich hatte den Arm vergessen. Dem Polizisten war es peinlich.

Meinem deutschen Freund und Gewährer von Obdach, Marcel, wurde in einer Diskothek seine Jacke entwendet. Die ruandischen Freunde kümmerten sich darum, fragten nach, wer die Jacke genommen habe. Die Jacke kam kurz darauf zurück.

Aber die Menschen in den einfacheren Stadtvierteln erleben Polizei und Militär anders als ich, der im Stadtteil der ehemaligen Hutu-Elite, Kigali-Kiyovu wohnte. Insgesamt elf Terroranschläge mit Handgranaten auf Menschenansammlungen gab es seit der Wiederwahl Paul Kagames 2010 bis zum Frühjahr 2012, sieben Tote. Die Regierung beschuldigt Hutu-Exilanten, es kursieren aber auch Verschwörungstheorien, nach denen Regierung und Geheimdienste selbst dahinter steckten. Jedenfalls sind diese Anschläge Grund für Polizei und Militär, immer wieder ‚regular checkings‘ durchzuführen. Sie reißen die Menschen in den einfachen Vierteln morgens ab fünf aus dem Bett und durchsuchen Wohnung um Wohnung. Für die ‚Terrorbekämpfung‘ kann die Exekutive in Ruanda alle Möglichkeiten nutzen, die sie für notwendig hält. Die Bevölkerung ist dem ausgeliefert und wehrt sich nicht offen.

„Ich dachte schon, hier seien überall Verbrecher, die gejagt werden“, sagte mir ein Kameruner, abends in der Bar. Jetzt weiß er: Nein, omnipräsente Polizisten und Soldaten, sie stehen abends in den Städten und Dörfern an jeder Ecke, sie sind ganz einfach ruandische Normalität.

6. Was ist mit den ‚Chronicles‘ passiert?

‚I’m here to challenge RPF‘ titelt das Magazin ‚The Independent‘, im In-nenteil ein Interview mit dem Führer der Grünen Partei Ruandas. Seinen Vorgänger fand man 2009, ein Jahr, bevor er bei den Präsidentenwahlen antreten wollte, geköpft in einem Sumpfgebiet. Die Umstände des Mordes wurden nicht aufgeklärt, Geheimdienstler wurden verdächtigt, verstrickt zu sein. Mit dem Werbeslogan ‚You buy the truth, we pay the price‘ beansprucht der Independent, für kritische Berichterstattung zu stehen. Ich bin überrascht. So etwas in Ruanda? Haben die Freunde vielleicht übertrieben, ich mich oberflächlich informiert? Pressefreiheit in Ruanda, also doch?! Sogar eine Zeitung, die im Slogan die Gefahr für Journalisten hier zu arbeiten thematisiert?

Und dann das Interview. Es ist also möglich, seitenlang zu behaupten man kritisiere die Regierung – um dann den Präsidenten persönlich zu loben, nicht ein einziges kritisches Wort zu auch nur einer einzigen konkreten politischen Entscheidung zu verlieren. Das ist die Pressefreiheit in Ruanda. Als Verkaufsargument darf jeder gerne behaupten, kritisch zu sein – solange man halt im Konkreten den Mund hält.

Die journalistische Arbeit in Ruanda leidet auch unter einer schlechten Ausbildung, Zeitungen drucken oft kaum redigierte Pressemeldungen der Regierung ab und meist haben sie schlicht keine finanziellen Mittel, ihre Journalisten Geschichten vor Ort und bei den Menschen ordentlich recherchieren zu lassen. Eine Reihe ruandischer Journalisten sitzt im Gefängnis, Aufsehen erregten – ebenfalls unaufgeklärte – Morde an solchen. Die Regierung hat alle Möglichkeiten, unliebsame Presseorgane zu schließen, so geschehen dieses Jahr noch mit der – vorsichtig kritischen – Monatszeitschrift ‚The Chronicles‘. Dessen Erscheinen und auch die verschiedenen Internetauftritte, Twitter und Facebook inklusive, hörten im März einfach auf.

Stromlinienförmig sind auch die Leserbriefe, die die Zeitungen abdrucken. Differenzen, andere Meinungen, als in den kommentierten Artikeln sind dort nicht zu finden. Stattdessen loben Leser den Präsidenten, den Autor für ein gutes Stück oder schildern ‚Erfahrungen‘, dass es sich in anderen afrikanischen Staaten viel schlechter lebe, als in Ruanda.

Von der Regierung wird die Pressezensur und Kontrolle mit den Erfahrungen des Genozids begründet. Vor allem der staatlich finanzierte und vom damaligen Präsidenten Juvénal Habyarimana mitbegründete Sender ‚Radio Télévision Libre des Mille Collines‘ rief zum Mord an den Tutsi und oppositionellen Hutu auf, veröffentlichte Adressen von Opfern, war das Sprachrohr des Genozids. Um ein neues Aufflammen der genozidalen Ideologie zu

verhindern, sei Zensur nötig, so die Regierung.

Ich hätte mich gern mit ruandischen Journalisten, gerade mit den wenigen aus dem Kulturbereich, über ihre Arbeitsbedingungen unterhalten. Die Einzigen, mit denen ich sprechen konnte, waren westliche Ausländer. Kontakte zu Journalisten hatte ich zwar aus Deutschland organisiert und vor Ort zahlreiche bekommen. Nur wollte niemand mich treffen. Oder die Kontakte sagten zu, dann ab. Oder sie kamen einfach nicht zu verabredeten Treffen.

Ausnahme: Dominique Uwimana, der 2010 mit der Heinz-Kühn-Stiftung einen Aufenthalt bei der Deutschen Welle in Bonn machen konnte. „Haben wir in Ruanda eine freie Presse?“, fragten sie ihn bei einem Einstellungsgespräch beim Hörfunk, „Natürlich nicht“, habe er geantwortet, den Job hat er nicht bekommen. „Ich bin zu ehrlich“, sagt er heute. Und mit Ehrlichkeit und dem Schildern dessen, was sie wirklich wahrnehmen und analysieren, kommen Journalisten in Ruanda nicht weit, sondern in den Knast. Immer wieder muss ich an den Sicherheitsmann am Airport in Addis Abeba denken. Und Dominique sagt mir immer wieder: „Sei nicht frustriert, das ist hier so.“

Wer in Ruanda über Ruanda differenzierte Informationen bekommen will, ist auf die ausländische Presse angewiesen. Vor allem der ‚East African‘ aus Kenia bringt drei/vier Tage die Woche Geschichten und Reportagen, die so in keiner ruandischen Zeitung stehen könnten. Die Zeitung ist mit 650 Francs (80 Cent) für unsere Verhältnisse zwar billig, aber teurer als die ruandische (Regierungs-) Presse. Hauptinformationsquelle, weil kostenfrei (und zu 95% auf Kinyarwanda – damit für mich leider unverständlich), ist damit für die allermeisten Ruander weiterhin das Radio, daneben betreibt der Staat einen Fernsehsender. Auch bei diesen beiden Medien müssen die Informationen selbstverständlich, möchte man schon fast sagen, durch die Zensur.

Und auch für den Fall, dass mancher Ruander die ausländische Presse wahrnehmen sollte, wird hier vorgesorgt. Immer wieder las ich Kommentare und Reportagen, dass die Meinungsfreiheit, vor allem in Kenia und Uganda, dort zu Problemen führe. Die Regierungen hätten keine Möglichkeiten, Entscheidungen zu treffen, Projekte würden nur öffentlich zerredet, und eigentlich diene alle Meinungsfreiheit nur dazu, politische Gegner mit Dreck zu bewerfen.

Ich habe nie in der DDR gelebt, war 1989 sieben Jahre alt, aber vielleicht war es dort ähnlich: Vollkommene Abschottung gegen die Außenwelt klappte damals schon nicht, heute erst recht nicht. Da muss dann die staatlich gesteuerte Ideologieproduktion ran, die den Menschen die ganze Zeit erzählt, das Ausland wolle ihnen nur Böses und versuche mit Lügen zu blenden.

In Kontrast zu diesem Meer polit-ideologischer Stromlinienförmigkeit

steht allerdings die Freiheit, mit der in der Presse über alltägliche, lebensweltliche Fragen berichtet und gestritten werden kann. Das fängt bei den ‚peoples‘-Seiten an, die jede Zeitung hat, in der über angesagte Konzerte und die erfolgreichsten Stars berichtet wird, wer es gerade zu einem Auftritt im Ausland geschafft habe oder bald ein neues Album auf den Markt werfe. Richtigen Streit gab es um einen der berühmtesten Klubs der Stadt, das ‚Papyrus‘, das der Bürgermeister wegen Lärmbelästigung der Nachbarschaft schließen ließ. Die ‚Kigali Sun‘, regierungstreues Boulevardblatt, machte mit der Schlagzeile auf: „Die Stadt trauert“, im Beitrag finden sich Formulierungen wie jener, dass der Bürgermeister „taub“ für die Anliegen von den Menschen sei, die sich vergnügen wollten. Menschen beschwerten sich, der Bürgermeister sei „anti-business, konservativ und gegen Innovationen“ - im Ruanda des Jahres 2012 schwere Vorwürfe, gedruckt auf Papier, nicht etwa unter der Hand weitergetragen.

Unter der imaginären Überschrift anti-business ist auch in anderen Bereichen Kritik möglich, beispielsweise, dass Landwirtschaftsprojekte ihren Plänen hinterher hinkten, Straßenlöcher entgegen aller Versprechen nicht geflickt würden, oder die Vereinheitlichung des grenzüberschreitenden Handels zwischen den Staaten Ostafrikas zu langsam voran gingen.

Offene Auseinandersetzungen sind auch im Bereich Gesundheit und Partnerschaft möglich. So gehören Berichte über Stars, die kundtun, noch nie Alkohol getrunken zu haben und sich über ihre Altersgenossen beschweren wohl noch ebenso in den Bereich ‚gesteuerte Volkserziehung‘, wie Warnungen vor den Gefahren von Übergewicht an die wachsende Mittelschicht. Dazu gibt es allerdings ebenso Interviews mit Stars, die sich darüber beklagen, dass ruandische Männer Probleme mit selbstbewussten Frauen hätten, Mädchen, die von übergriffigen Männern schreiben und den Rat bekommen, diese abzuschreiben. Wirklich überraschend fand ich eine ganzseitige Diskussion über das Für- und Wider, die Prostitution zu legalisieren; in der Zeitung der Partei, der ‚New Times‘. Dort waren auch Stimmen zu hören, die die gesellschaftliche Ächtung und strafrechtliche Verfolgung der vielen Prostituierten, die wohl die meisten ruandischen Männer schon einmal zu ‚Übungszwecken‘ frequentiert haben dürften, mit den immer wieder vorkommenden Morden an jenen in Verbindung brachten. Diese Frauen arbeiteten außerhalb der Legalität, niemand helfe ihnen, die Gesellschaft verneine damit die Verantwortung für die Schwachen. Außerdem solle man doch statt Prostituierten angemessener von ‚Sex-Arbeiterinnen‘ sprechen – in diesen explizit nicht als politisch bezeichneten Bereichen ist Differenz und andere Meinung möglich.

7. Time is money. Wirklich?

Fünf Männer stehen in der Grube der Autowerkstatt. Eigentlich wollten sie schon Feierabend machen, haben ihre Blaumänner abgelegt, sich gewaschen, tragen jetzt Freizeitkleidung. Aber wenn der Mzungu kommt, springen alle, Chef inklusive. Wir hatten Mr. Kaberas Car ausgeliehen, für ein Wochenende im Akagera Nationalpark. Das Auto streikte dreimal, ein Reifen platzte, Batterie leer, das Differential versagte, verabschiedete sich in Rauchwolken, der Wagen stand still. Es kostete Nerven. Jetzt waren noch über 30 Liter Diesel drin, und da Mr. Kabera uns das Auto mit leerem Tank gab (Begründung: „This is Africa. If it is plenty, my driver will enjoy the fuel.“), sollte er es auch mit solchem zurückbekommen.

Tank abpumpen. „No problem“ für die Männer - wie überhaupt immer alles, was der Mzungu will „no problem“ ist. Jetzt haben sie alle Diesel im Gesicht, auf der Kleidung und im Mund. Diesel-Abpumpen mit Komplikationen erfolgreich. Für eine Stunde Arbeit gibt es 5.000 ruandische Franc, gut sechs Euro, von uns. Ich habe Mitleid, schäme mich, und frage naiv, warum sie denn keine Pumpe genommen hätten? Wozu eine Pumpe, wenn man Diesel doch auch mit dem Mund ansaugen kann? Arbeitskraft kostet nichts, Maschinen und Material sehr wohl. Viel zu viel hätten wir bezahlt, sagen uns Ruander später. Manch einer ist fast beleidigt, dass wir ‚so viel‘ gegeben haben. Vielleicht als Wiedergutmachung gemeint, vielleicht als Zeichen der Zuwendung, überbieten sie sich in anderen Momenten darin, die geringen Preise der Moto Taxis für die Mzungu-Freunde ins Bodenlose runter zu verhandeln.

Diese vollkommene Wertlosigkeit menschlicher Arbeitskraft führt dazu, dass ein Taxifahrer ohne Aufschlag auch mal eine Stunde vor der Tür wartet, kein Wort der Klage dazu. Auf einer Baustelle arbeiten nicht selten 50 Männer zeitgleich, mischen den Beton mit Spaten und Händen an, ganz zu schweigen von den Jungs, die für Hungerlöhne 150 Kilo Säcke Kartoffeln durch das ‚Land of the thousand hills‘ mit dem Fahrrad transportieren, oder den Frauen, Baby auf dem Rücken, Hacke in der Hand, Berghänge umpflügen.

Mit (körperlicher) Arbeit kann hier niemand sozialen Aufstieg schaffen, meist reicht es nicht mal für die alltäglichen Bedürfnisse. Ruanda ist arm, keine Frage. Auf dem Human Development Index der Vereinten Nationen steht es auf Platz 166 von insgesamt 187 eingestuften Ländern, Platz 187 wird von der benachbarten Demokratischen Republik Kongo eingenommen.

In den letzten Jahren erlebt Ruanda aber einen in seiner Geschichte nicht gekannten Wirtschaftsboom. Mit der Rechtssicherheit, die das Land bietet,

ist es Ziel vor allem von Investoren in den Bereichen Mobilfunk und Infrastruktur. Handyempfang gibt es quasi im ganzen Land, die Telefonkosten sind für unsere Verhältnisse sehr günstig (1 Stunde vom Handy ins deutsche Festnetz für gut zwei Euro), ein UMTS-Netz existiert in den meisten Städten, wenn es auch oft extrem langsam ist. Ein Handy hat jeder, der nicht zu den extrem Armen ohne Obdach zählt, womit sich gerade das Wirtschaften deutlich vereinfacht und beschleunigt. Die Menschen müssen nicht mehr alles von Angesicht zu Angesicht verhandeln und organisieren. Die Überlandstraßen, teils von deutschen, meist von chinesischen Unternehmen gebaut, befinden sich in einem überraschend guten Zustand, was den Warentransport massiv vereinfacht. Staunen musste ich über Ampelanlagen in Kigali, an denen für die Wartenden ein Countdown angezeigt wird, wann sie weitergehen können, und über LED-Lämpchen, eingelassen in die großen Boulevards, die die Straßenbegrenzung markieren. Manch anderer afrikanischer Präsident soll bei Besuchen in Kigali ebenfalls ins Staunen gekommen sein; über die LED-Beleuchtung. Die Stadt ist stellenweise mit Werbeplakaten internationaler Unternehmen vollgestellt, immer neue Hochhäuser werden im Zentrum hochgezogen, von der Presse als Zeichen neuer ruandischer Stärke gefeiert.

All das passt gut in das Vorhaben der Regierung, des Präsidenten, Ruanda ins IT-Zeitalter zu führen, gar als IT-Schaltstelle für ganz Ostafrika zu etablieren. Mangels eigener Rohstoffe sowie produzierender Unternehmen, so die Überlegungen, solle das Land das Industriezeitalter überspringen, direkt zur Dienstleistungsgesellschaft werden; die dafür notwendige Infrastruktur wird aktuell entwickelt. Mit in diesem Kontext des Übergangs in das Dienstleistungszeitalter ist die 2008 angestoßene Änderung der ersten an Schulen gelehrt Fremdsprache von Französisch zu Englisch zu verorten. Indem Ruander nun die Geschäftssprache Nummer 1 lernen, soll sich das Land in der Ostafrikanischen Wirtschaftsgemeinschaft besser stellen, den Handel vereinfachen. Außerdem steht die Abkehr von der Kolonialsprache für einen Bruch mit der Vergangenheit, der Abkehr von Frankreich und Kongo hin zur anglofonen Welt. Nebenbei sei angemerkt, dass die Stärkung des Englischen, mangels ausgebildeter Lehrer, aktuell noch vor allem den (Tutsi-) Rückkehrern aus den anglofonen Nachbarländern Uganda, Kenia und Tansania zugutekommt.

Begleitet werden diese ökonomischen Vorhaben – von der Regierung ‚Vision 2020‘ genannt – von einer klar marktliberalen Ideologie, die die Individuen zu mehr wirtschaftlicher Effizienz und Anstrengung auffordert. Ganzseitige Anzeigen behaupten: ‚time is money‘ und fordern Kellner und Küchen auf, ihre Gäste schneller zu bedienen, damit sich diese wieder

schneller ihrem business zuwenden können – in der Tat wartet man auch mal eine Stunde auf ein Stück vorgekochtes Fleisch mit Fritten.

Den Slogan, ‚you can get it if you really want‘ / ‚Jeder ist seines Glückes Schmied‘, hören die Ruander in verschiedenen Versionen alltäglich. Aufmacherstorys in Zeitungen berichten von Menschen, die ihren Job verloren haben, den ‚Kopf nicht in den Sand steckten‘ und nun erfolgreich eigene businesses betreiben. Klagen helfe nicht, flapsig übersetzt, ‚man müsse halt seinen Hintern hochkriegen‘. Für wie viele Menschen diese Möglichkeiten aber wirklich bestehen, sei dahingestellt. Und irgendwie hat der Appell auch etwas Zynisches; gerichtet an Menschen, die in bitterer Armut leben, kaum schlafen, wenig essen, das Wort ‚Freizeit‘ nicht kennen und immer arbeiten.

Klüfte zwischen Anspruch und Realität tun sich auch auf bei einem weiteren Großthema, der Korruptionsbekämpfung. Überall im Land sind große Plakate drapiert, auf denen in ausdrucksvollen Posen Korruption zertrampelt, in Stücke gerissen oder weggebaggert wird. Besonders groß sind diese Plakate an den Grenzübergängen zur Demokratischen Republik Kongo; eine Mischung aus Stolz auf das Eigene und Verhöhnung des Anderen. Von internationalen Geldgebern wird Ruanda für seine Zero-Tolerance-Policy gelobt. Hervorgehoben wird, dass Kagame mit Ministern Zielvorgaben beschließt, die diese mit einem gewissen Budget erfüllen müssen. Für offene Geldunterschlagung bleibt da wenig Platz. Und trotzdem, wenn man länger mit Ruandern spricht, können diese durchaus Geschichten erzählen, wie Polizisten zwar kein Geld nehmen, sich aber für das Fallenlassen einer Anzeige beispielsweise zum Essen einladen lassen. Man dürfe denen nur nicht direkt Geld anbieten, müsse das ein bisschen ‚hinten rum‘ machen; werde ich aufgeklärt. Indirekt; ein ‚keyword‘, das mir auf der Recherchereise immer wieder begegnet. Alles, was gesagt oder getan wird, braucht einen Umweg, wird niemals direkt gesagt. Das Bild vom ‚Preußen Afrikas‘, immer wieder im Zusammenhang mit Ruanda benutzt, erscheint beim Blick auf diese Vorgänge abseits der großen Bühne, als ein schiefes Bild. Obwohl, vielleicht waren die Preußen im Alltag ja auch nicht immer nur diszipliniert und ordentlich?

Transparency International berichtet für 2011, über 80 Prozent der Ruander, die Korruption erlebt haben, zeigten diese nicht an. Vielleicht ist das ein Indiz dafür, dass eine Autokratie, die eben nicht auf freies und selbstbewusstes Denken ihrer Bürger setzt, auch eine eigentlich ja gewollte Wehrhaftigkeit gegen die Willkür und Verschwendung von Staatsorganen nicht befördern kann. Wie sollen Menschen, denen immer wieder vonseiten des Staates Angst gemacht wird, sich gegen korrupte Polizisten zur Wehr setzen? Und im Großen? Wie soll ein Staat, der von einer Quasi-Staatspar-

tei dominiert wird, immer nur im Sinne der Bürger entscheiden? Politische Korruption, also Entscheidungen nach Partei- anstatt nach Staatsräson, ist in dem System des heutigen ruandischen Staates angelegt. So bekommt eher das Parteimitglied den Verwaltungsposten, als jemand ohne Stallgeruch und ausgewiesene politische Zuverlässigkeit; möge Letzterer auch besser qualifiziert sein.

Überhaupt ist die wirtschaftliche Realität von den Visionen der Staatsführung (noch) weit entfernt. Abseits der Hauptstadt und der wenigen größeren Städte, lebt die überwiegende Zahl der Menschen weiter von der Subsistenzwirtschaft, betreibt Ackerbau und Viehzucht zur eigenen Versorgung. Was auf den ersten und zweiten Blick so wunderbar romantisch aussieht, der auch an den steilsten Hängen landwirtschaftlich genutzte Boden, ganz Ruanda erscheint als gepflegter und sorgfältigst parzellierter Garten, ist eigentlich Zeichen für das wirtschaftliche Hauptproblem des Landes: Aufgrund der traditionellen Erbvorschriften, werden die Ländereien immer weiter zstückelt, das pro Bauer zu kultivierende Land, wird immer kleiner. Trotz des äußerst günstigen Klimas, im Norden an den Virunga Vulkanen können bis zu drei Kartoffelernten pro Jahr eingefahren werden, kann sich Ruanda damit schon heute nicht mehr selbst ernähren, Grundnahrungsmittel wie Reis, Zucker und Öl müssen teuer importiert werden. Bauern und Bäuerinnen können meist nur geringe Überschüsse auf die Märkte bringen, der Großteil wird zur Versorgung der eigenen Familien aufgewendet. Dazu kommen weitere Schwierigkeiten, beispielsweise dass kaum ein Bauer Mittel für die Beschaffung von Industriedünger hat, Viehmist reicht nicht aus, ist ebenfalls Mangelware. Vielen Pflanzen sieht man ihre Mangelversorgung an gelben und braunen Blättern an, viele, eigentlich für den Mzungu-Gaumen edle Tropenfrüchte, schmecken einfach nach nichts.

Auch hier hat die Regierung Visionen, will die Menschen mit neuen Jobs aus der Subsistenzwirtschaft holen, Ländereien zusammenfassen, um mit industriellen Methoden die Produktivität zu steigern, vielleicht sogar Nahrungsmittel zu exportieren. Heute ist das nur mit Kaffee und dem qualitativ hochwertigen Tee möglich. Wie diese Effizienzsteigerungen qua Großbetriebe allerdings bei einem weiterhin hohen Bevölkerungswachstum und immer noch aus den Nachbarländern zurückkehrenden Genozid- und Bürgerkriegsflüchtlingen Realität werden sollen, erscheint fraglich. Denn nutzbares Land ist knapp und eigentlich immer schon vergeben. Dazu kommt, dass Ruanda ‚land-locked‘ ist, keinen eigenen Zugang zum Meer und damit dem weltweiten Handel hat. Ein LKW, der Kigali mit Waren verlässt, braucht mindestens sechs Tage für die Strecke bis Mombasa, Kenia, dem wichtigsten Hafen der Region. Bis der Container dort auf ein Schiff geladen

wird, dauert es noch einmal rund zwei Wochen.

Eine weitere Bremse für die wirtschaftliche Entwicklung drückt sich in den landesweit aufgehängten Plakaten aus, die für den Agaciro-Fonds der Regierung werben sollen, der Werbung für den Fonds, die auf allen Kanälen rauf und runter gespielt wird. Die Regierung will ihre Bürger bewegen zu spenden, um Engpässe im Staatsbudget aufzufangen. Diese sind Folgen des Einfrierens und Kürzens der Zahlungen der (westlichen) Geberstaaten aufgrund der Verwicklungen Ruandas in die Kongo-Konflikte.

Die Spenden sammelt die Regierung zentral in einem Fonds. Selbstverständlich, möchte man sagen, können diese, die zum Teil weniger freiwillig als erzwungen zusammengekommen sind (so wurde Lehrern kollektiv ein Monatsgehalt abgenommen), die, bis zu 240 Millionen Dollar Ausfälle der Geberstaaten eben nicht auffangen. Der Finanzminister geht für 2012 daher von einem Schrumpfen des Wirtschaftswachstums um über 1,5% auf 6% aus. Andere Offizielle bestreiten dies zwar. Doch trotz allem muss es einen Schatten auf die positiven Zahlen der letzten Jahre werfen, demonstriert zu bekommen, wie sehr Ruanda 18 Jahre nach dem Völkermord noch von Entscheidungen seiner Geberländer abhängt. Dabei ist es doch Wille und Vision, sich mit der Mischung aus politischer Autokratie bei gleichzeitigem Marktliberalismus (Modell: Singapur/China), aus eben dieser Abhängigkeit zu befreien.

Und die von Chinesen eilig hochgezogenen Hochhäuser in Kigali Downtown, zeigen an manchen Stellen bereits bedrohlich erscheinende Risse im Beton.

8. Wash Hands, please. Alltagskultur.

Sie stehen vornüber gebeugt, die linke Hand auf dem Rücken, die rechte am Reisigbesen, einen halben Meter daneben rast der Verkehr vorbei, und sie fegen. Sie fegen mit stoischer Ruhe den Dreck weg. Aus den Straßengraben, von den Fahrbahnrandern, von der Wiese (!) auf dem Mittelstreifen. Der erste Eindruck von Ruanda: Hier wird die ganze Zeit geputzt. Es müssen Tausende Frauen landesweit sein, die tagein, tagaus die Straßen säubern. Vor einigen Jahren war ich im Senegal. Afrikaklischee: Stickig, staubig und – ‚dreckig‘. Nicht so im angeblichen ‚Preußen Afrikas‘. Direkt nach dem Aufstehen, noch vor Tee, Milchbrei oder Omelett, werden Schuhe und Kleidung geputzt, immer auf Hochglanz, egal wie wenig Geld man hat. Und diese Kleidung sieht meist wenig ‚afrikanisch‘ aus, stattdessen Secondhand-Bekleidung aus dem Westen, mit Geschick und Mühe wieder tragbar gemacht. Die so schön fotogenen bunten Frauenkleider Westafrikas sieht

man, wenn überhaupt am Wochenende, ansonsten eine Masse importierter Gebraucht-Ware – aber immer gut gesäubert.

Wenn jemand gearbeitet hat, reicht der Mensch nicht seine Hand, sondern den Arm. Und die Frau, die vorführen wollte, wie man Bananenbier braut, weigerte sich auf einmal, weiter zu machen. Grund? Sie hatte kein Wasser, um sich vor den westlichen Gästen die Hände zu waschen. Selbst in der einfachsten Kneipe kommt vor dem Essen ein Kellner mit warmem Wasser und Seife an den Tisch – Wer sich die Hände nicht damit wäscht, irritiert. Und die einzigen Momente, in denen Mzungus leichte Andeutungen bekommen, dass sie etwas falsch machen, sind, wenn man sich am falschen Ort eine Zigarette anzündet. Rauchen passt nicht ins Bild der Sauberkeit. Der Präsident mag es auch nicht. Ich habe noch nie, auch nicht in den angeblich so puritanischen USA, so wenige Raucher gesehen.

Das Bemühen um die äußere Form – auch Cola wird serviert wie teurer Wein, die Flasche von hinten gegriffen – ist begleitet von einer Zurückhaltung und Indirektheit im Alltag, von der ich nie recht wusste, ob ich diese nun ‚höflich‘ finden sollte, oder als Zeichen von Schüchternheit werten. Vielleicht auch als Zeichen von Misstrauen? Vielleicht alles zusammen.

Selbstverständlich wird man als Mzungu von den Kindern auf der Straße bestaunt, manchmal laufen sie auch hinter einem her, wollen weiße Haut und helle Haare berühren – ein für ganz subsaharisch Afrika typisches Phänomen. Allerdings habe ich aggressives Anpreisen der eigenen Waren, Versuche, einen zu Käufen zu überreden oder gar Aufdringlichkeiten in Ruanda nicht erlebt. Im Straßenverkehr wird gehupt, brüllen tut keiner, egal, welche lebensgefährliche Situation gerade wieder überlebt wurde.

Vor den Alten, dazu zählt in Ruanda jeder über 50, haben alle Respekt. Wenn im Bus kein Platz mehr für alle ist, aber ein Älterer rein will, muss halt der Jüngere raus. Generell ist es so, dass immer die Älteren das Wort haben. Wer will, schickt als 30-Jähriger irgendwelche Jüngeren (dann unter 20), Einkaufen. Die Jüngeren würden sich nie weigern, egal wie beschäftigt sie gerade sind. Sie haben Folgschaft zu leisten, Widerworte sind tabu. Offene Klagen über diese Vorrechte der älteren Generation habe ich nicht gehört, stattdessen wurde diese Ergebenheit der Jungen mir mehrfach mit dem Slogan: ‚old is gold‘ begründet.

Auch in entstehenden Freundschaften dauert es lange, und selbst dann kommt es selten vor, dass mal einer klar seine Meinung sagt. „Da machst Du aber keine Fotos! Das sage ich dir ganz deutlich!“ - ist das Einzige, woran ich mich erinnere. Walid sagte es zu mir, als er mir in Gisenyi den konfliktreichen und scharf überwachten Grenzübergang nach Kongo zeigen wollte. Ansonsten? Immer ist hier alles ‚no problem‘, auch im Bekanntenkreis wird zu Vorschlägen des/der Mzungus immer Ja gesagt. Ich bin jemand,

der Widerspruch mag. Den habe ich hier nicht bekommen, Ausnahme: Rauchen. Marie-Claire, die als Genozid-Flüchtling sechs Jahre in Deutschland gelebt hat, bis sie ein Jahr vor dem Abitur abgeschoben wurde, sagt, sie habe überhaupt erst in Deutschland gelernt, eine eigene Meinung zu formulieren und durchzusetzen. „Hier hören alle immer darauf, was die Familie, was die Nachbarn, was die Freunde sagen. Immer muss man sich nach den Anderen richten“ – und nach dem Staat ebenfalls; denke ich.

Diese Zurückhaltung und Vorsicht bedeutet natürlich nicht, dass nicht auch in Ruanda Menschen anderen Menschen Unrecht tun – und damit ist jetzt nicht 1994 gemeint. Doch selbst in diesem Fall darf niemand offen wütend sein. Einer meiner Bekannten, Reggae-Musiker, hatte eine Gitarre. Einer seiner Freunde lieb sie sich. Sie kam nicht zurück, wurde versetzt für Bier in der Primus-Bar. Als es nicht mehr zu leugnen war, entschuldigte sich der ‚Freund‘. Er bitte um Verzeihung. Eine Bitte um Verzeihung muss man in Ruanda annehmen. Die beiden sehen sich weiterhin, nie gab es einen ‚Knall‘. Der Konflikt wird totgeschwiegen.

Der naheliegende Gedanke ist sicher nicht ganz falsch, die Gründe für die ‚ruandische Zurückhaltung‘ im Genozid und der Notwendigkeit danach, weiterhin zusammenleben zu müssen, zu suchen. Dazu der autoritäre Staat von heute. Ganz zufällig entdeckte ich, dass die Wurzeln dieser Entschuldigungskultur aber viel älter sind. Auf einem Dorf nahm ich an einem ‚cultural walk‘ teil, einem Spaziergang, bei dem einem das traditionelle ruandische Leben gezeigt werden sollte. Eine eher gruselige Veranstaltung, Teepflückerinnen fotografieren zu sollen, die der Führer auffordert, zu gucken. Zur Tour gehörte der Besuch eines nachgebauten Königspalastes aus vorkolonialer Zeit. Damals konnten Verurteilte, wenn sie es schafften, die Wachen zu überlisten, sich dem König vor die Füße werfen. Ihnen musste dann vergeben werden, allein für die Geste der Entschuldigung. Wie anders wäre ein Leben im post-1994-Ruanda möglich, wenn viele Konflikte eben nicht ‚unter den Teppich gekehrt‘ worden wären, und immer noch werden?

Brüche in dieser Kultur der Zurückhaltung, Folgsamkeit und, wenn man so will Beschwichtigung, sind jeden letzten Freitagabend eines Monats zu sehen. Das ganze junge Kigali, das es sich leisten kann, ist dann unterwegs, Clubs und Bars überfüllt. Denn Samstag von 8 bis 11 ist umuganda-Tag, community-work-day. Die Blockwarte, die Partei, rufen zur Gemeinschaftsarbeit auf. Gebüsche an Straßenrändern werden zurückgeschnitten, Mauern neu gebaut, Kanäle gereinigt, Straßen geflickt; und selbstverständlich lässt sich auch der Präsident jeden Monat fotografieren, in Lederschühchen und Hemd, aber mit Plathacke in der Hand.

Doch wer will ernsthaft samstagsmorgens im Arbeitstrupp durch Stadt und

Land ziehen, nur weil es die Regierung befiehlt? Daher sind viele junge Leute immer am letzten Samstag eines Monats ‚krank‘. Krank von ruandischem Bier, dem Gin in Plastikfläschchen aus Uganda und kongolesischem Gras. Auch ein Weg, sich zu entziehen, bei der Masse nicht mitzumachen.

Nun gut, Widerständigkeiten, Brüche, die vielleicht nur vom Kater kommen, sollen hier nicht im Mittelpunkt stehen. Um Kultur, um Musik soll es gehen.

9. In der kulturellen Sahelzone?

„Ich lebe hier nicht gerne, das ist die kulturelle Sahelzone. Hier gibt es nichts, die haben nicht mal ein richtiges Kino“, sind die Worte eines Mitarbeiters einer deutschen Kulturinstitution in Kigali. Die Verbitterung und Frustrationen, hier Kulturarbeit zu machen, sind mir unheimlich. Noch ganz am Anfang meiner Recherche und dann so etwas! Die afrikanische Kulturszene sei eben dort, wo sie schon immer ist: In Westafrika. Anders als die englischen (und belgischen) Kolonialherren, hätten die Franzosen den Menschen wenigstens ihre Kultur gelassen, fasziniert von bunten Gewändern und einer Musik, die immer zwischen Freude und Sentimentalität schwankt. Und manch ein Künstler schaffte es an die Konservatorien in Paris, wo westliche Moderne auf afrikanische Traditionen traf. Beides befruchtete sich.

In Ostafrika, gerade in Ruanda, gebe es schlicht: nichts. „Das Einzige, was die Menschen hier wollen, ist möglichst schnell an Geld zu kommen. Da will man ein Projekt starten, doch sobald die Leute das Geld bekommen haben, läuft hier gar nichts mehr. Fahr mal nach Bamako, da hat jedes Viertel seine eigenen Kulturinitiativen!“ Starke Worte. Sie schüchtern ein, gerade weil ich schon Zweifel an meinem Vorhaben, hier in der Kulturszene zu recherchieren, hatte. Alle Ausländer, denen ich davon erzählte, schüttelten den Kopf. „Nee, dafür bist Du hier falsch.“

Nichts? Kann doch nicht sein, frage ich nach. Es gebe doch Stars ohne Ende, die die Jugend faszinierten. Habe das keine Geltung? „Ach, diese Popmusik, damit will ich hier nichts zu tun haben. Das ist ja fürchterlich.“ Und die Regierung, tut die nichts für die Entwicklung der Kultur? Immerhin gebe es doch einen Kulturminister? „Ja, einen Minister für Sport und Kultur. Der interessiert sich nur für Fußball, alles andere ist dem egal. Von dort kommt gar nichts.“

Aber dann fällt ihm doch noch was ein. Die traditionelle Musik, ja, die sei klasse. So monotone wie eindringliche 5/6 Rhythmen aus der ruandischen Zither, der Inanga, dem Instrument der Könige, dazu lange, gesungene Erzählungen, meist klagender Sprechgesang. Begleitet werden sie von Trom-

mel (Ingoma) oder Flöte (Umudiri). Da gebe es Interpreten und Gruppen ohne Ende. Also doch.

Und seitdem ich es einmal gehört habe, geht es mir nicht mehr aus den Ohren. In Bars, in Bussen und selbst auf den Mobiltelefonen der Jugend, immer wieder die Zither, immer wieder die Sprechgesänge der alten Männer; Frauen singen diese Musik nicht. Teils sind die Lieder Jahrhunderte alt, selten sind sie verschriftlicht. Vielmehr werden sie über dauernde Wiederholung von einer Generation zur nächsten weitergegeben, ändern sich nur wenig. All diese Musik hat einen sehr langsamen, erzählerischen Stil, der sich komplett von moderner Popmusik unterscheidet. Musik zum Zuhören und sich belehren lassen. Themen sind die Kämpfe des ruandischen Königs, das Werben um schöne Frauen, Landwirtschaft und Fruchtbarkeit, aber auch zeitgenössischere Themen wie Vergebung und Versöhnung nach dem Völkermord. Mit den Suchworten Rujindiri oder Rugamba finden sich auf YouTube einige wenige Videoausschnitte, ebenso von Athanase Sentoré, dem kürzlich gestorbenen Hofmusiker des letzten ruandischen Königs. Seine Söhne Jules und Massamba reichern die traditionelle Musik mit modernen Elementen an; mit beiden kam leider kein Treffen zustande. International erfolgreich mit dieser Musik ist Jean-Paul Samputu, der aber schon lange in den USA wohnt.

Einmal konnte ich solch ein traditionelles Konzert besuchen: Tänzer, Sänger und Trommler waren in Plastikleoparden-Fell gekleidet, auf der Bühne saß eine Delegation aus Belgien, für diese wurde das Konzert veranstaltet. Mir war es peinlich: Afrikaner, die für Europäer ‚Tradition‘ vorführen sollen. Die einen sitzen auf ihren Stühlen, halten sich am Bier fest und lachen unsicher. Die Tänzer bekommen nachher eine Cola. Zwischen beidem, keinerlei Verbindung, sondern beziehungsloses Anglotzen. Das suchte ich nicht.

10. So, how long will you teach us?

Ebenfalls wenig bis keine Auseinandersetzung mit gesellschaftspolitischen Fragen findet sich in der quantitativ meist gehörten Musik in Ruanda, der christlich-religiösen Musik. Jedem, der auch nur einen Sonntagnachmittag in Ruanda verbringt, wird sie entgegen schallen. Aus großen Kirchen, kleinen Kirchen, Hinterhöfen, in denen Kirchen in Garagen Obdach gefunden haben.

Spielort 1: Sonntagnachmittag folge ich dem Rat der ruandischen Bekannten. Ich wolle Musik in der Kirche? Ich müsse zur Restoration Church,

Kimisagara. Für die westlichen Augen: sehr einfacher Stadtteil. In Ruanda: Mittelschicht. Überall Menschen, die sich schick gemacht haben. Frauen, die auf hochhackigen Schuhen um die Pfützen der Regenzeit manövrieren. Sonntags sind viele Regenschirme zu sehen, viel mehr als sonst. Auch Schirme sind hier wertvoll, Statussymbole, die gezeigt werden, weil sie ja nicht unbedingt notwendig sind.

Die Restauration Church wurde 1994 hier gegründet, nach dem Vorbild amerikanischer Freikirchen. Mit Glauben, Gemeinschaft und Musik will die Kirche die Wunden heilen, die der Genozid geschlagen, und die die kompromittierte katholische Kirche nicht heilen konnte. Alle Kirchen dieser Art finanzieren sich über Spenden der Gemeindemitglieder, die Restauration Church muss einige Wohlhabende haben. Hier beten die ökonomisch Erfolgreichen. Das Gebäude ist riesig, bietet auf den Plastikstühlen Platz für mindestens 500 Menschen. Von Weitem höre ich die Gesänge, als ich herkomme, stocke ich erst einmal. Ich hatte es schon fast vergessen, aber an Orten wie diesen fällt es mir immer wieder ein: Ich bin hier der Fremde, das Amüsement, dass sich ein Mzungu hierher verirrt, bekomme auch ich mit. Was will der hier? Musik hören. Sofort wird mir jemand an die Seite gestellt, um mir Lieder, Gebete und Predigt zu übersetzen, wobei das Verhältnis 70 zu 15 zu 15 betragen dürfte.

Das hier ist Disco, für diejenigen, die sich den umuganda-Tag nicht mit einem Kater verunmöglichen; für die strebsame, aufstrebende Mittelschicht, die hier ihr Seelenheil bekommt. Ich glaube den Menschen ihr Glücksgefühl; was soll ich auch sonst tun? Nirgendwo sah ich jemals in Ruanda so viele Menschen lachen, grinsen und laut aus sich heraus gehen. Und nirgendwo erlebte ich eine solche pari-pari-Mischung von Frauen und Männern in der Öffentlichkeit. Bekannte sagen mir, diese Gottesdienste seien auch eine Art Partnerbörse. Die 30-köpfige Band auf der Bühne, alle jung, neue Instrumente, eine Anlage, die ausnahmsweise mal nicht bei jedem dritten Ton verzerrt, erinnert mich mit dem emotional klingenden Gesang, den schwingenden Hüften und den immer wieder zum Himmel gestreckten Armen an klassische Hippies. Erstere würden das als Beleidigung auffassen, Letztere wohl auch.

Immer strahlt sie, Natacha, Leiterin der Musikgruppe, 29 Jahre alt, nur als ich ein paar Fotos machen will, da ändert sich der Ausdruck. Alle filmen hier, nur der Mzungu soll nicht. Wer weiß, was er damit macht? Auch Natacha wurde, wie so viele hier, in der katholischen Kirche sozialisiert, nach dem Völkermord wechselte sie zur Freikirche. „Hier haben wir Freiheit, und in der Bibel steht, wir müssen Gott mit allen Instrumenten ehren, die wir haben. Wir nehmen das ernst.“ Außerdem sei das Ganze gut für das Selbstbewusstsein und die Gemeinschaft. „Bei den Katholiken war ich, ohne das

Geringste zu spüren.“ Hier aber, werden einzelne Zeilen aus der Bibel, via Beamer für alle lesbar projiziert und so oft rezitiert, bis sich tranceähnliche Zustände einstellen. Hier spüren alle etwas. Gerne hätte Natacha mehr Geld, sie bräuchten noch mehr Instrumente. Wenn ich kein Geld geben würde, müsste ich ihnen dafür, dass sie sich mit mir zum Gespräch trafen, aber zumindest Unterricht geben. Ich bin ja music teacher. „So, how often will you teach us?“ Der Kontrast zwischen der anfänglichen Offenheit und dem Abblocken aller Fragen nach auch nur im Entferntesten nicht-biblischen Dingen, dann der Forderung nach Unterricht, sonst hätte ich ja nicht kommen brauchen, verwirrt mich. Ich habe gelogen. Und sie haben nur mit mir gesprochen, weil sie sich einen Vorteil erhofften. Als ich die Kirche nach drei Stunden unter Vorwänden verlasse, brummt mir der Kopf.

Spielort 2: Gebaut wurde sie 1913 aus rotem Backstein, genauso steht sie heute noch da. Die katholische Kirche St. Familie in Kigali, eines der ältesten Gebäude des Landes, eines der schönsten. Im April 1994 wurde sie Fluchtort vor dem Terror. Tagsüber waren die Türen offen, nachts wurden sie verriegelt. Morgens kamen die Milizen, sie sprachen zuerst mit dem Abt. Er half ihnen Tutsi von Hutu zu trennen, alle hatten sich hierher geflüchtet, die Kirche war voll. Einen Tag lang ging das Schlachten der Reihe nach. Männer zuerst, dann Frauen und Kinder. Abends konnte der Abt wieder nach Hause gehen. Auch er hatte seine Arbeit gemacht, den Mördern geholfen.

Nichts erinnert heute in St. Familie an das grauenhafte Massaker, eines von vielen, wie sie landesweit in Kirchen begangen wurden; landesweit Priester, die sich den Mördern, wenn schon nicht entgegen stellten, ihnen sogar noch halfen.

Heute ist St. Familie wieder voll, bis auf den letzten Platz, und die Allerletzten lauschen dem Gottesdienst von außen. Aber der Eindruck täuscht, denn insgesamt verliert die Kirche massiv Mitglieder an die Freikirchen. Und jene, die bleiben, sind die Ärmeren. Man sieht es an der Kleidung der Menschen. Das hier sind mehrheitlich jene, die bei der wirtschaftlichen Entwicklung Ruandas nicht mitkommen. Hinter vorgehaltener Hand und andeutungsweise sagen manche, es seien fast nur noch Hutu, die hierher gingen. Dass auch von dieser Institution, wie von den Freikirchen, keine Liberalisierung der öffentlichen Diskussion ausgehen wird, scheint mir klar. Sonntags wird die Seele entlastet, entweder, indem man selber singt, oder der Liturgie lauscht. Mehr nicht.

Aus der Masse von Kirchenmusikern haben es einige wenige zu landesweit bekannten Stars geschafft. Mani Martin und vor allem Kizito Mihigo (beide YouTube) singen christlich inspirierte Lieder, die vor allem ein Thema immer wieder neu variieren: Die Versöhnung im post-1994-Ruan-

da. Gerade Mihigo trifft damit offenbar so sehr den Nerv dessen, was der Staat sich unter Umgang mit dem Genozid vorstellt, dass er für den Präsidenten persönlich auftreten darf. Die Botschaft ist klar: Die einen müssen sich entschuldigen, die anderen verzeihen. Diese Musik passt damit perfekt zur ruandischen Kultur der Entschuldigung. Kritik an gesellschaftspolitischen Zuständen? Keinerlei. Gerade die Art und Weise, wie Mihigo von der Staatspresse, dem offiziellen Verkündigungsorgan ‚The New Times‘, immer wieder gelobt wird, ließ bei mir den Eindruck entstehen, es sei der Soundtrack zur Autokratie, eine Aufforderung zum Nichtstun und Aushalten und keine auch nur annähernd freie Kunst, die Anstöße zur Veränderung gibt.

11. Der alte Mann im leeren Zelt

Einen Mann habe ich getroffen, der aus seiner Verachtung für die Katholische Kirche keinen Hehl macht, sie überhaupt für einen der größten Feinde der Kultur in Ruanda hält, und sagt: „Dass die sich nicht schämen, überhaupt noch hier zu sein.“ Kalisa Rugano, 1946 in Ruanda geboren, Tutsi, Kind von Musikern, Flüchtling seit 1959, dem Jahr der ersten Massaker an Tutsi noch unter den belgischen Kolonialherren. Direkt nach dem Genozid 1994 kehrte er zurück in ein Heimatland, dass er nie als Bürger erlebte.

Und trotz des Exils von 35 Jahren ist er so etwas wie die graue Eminenz der ruandischen Kulturszene. Ich treffe ihn in seinem Zelt. Es ist wahrscheinlich das einzige Zirkuszelt im ganzen Afrika der Großen Seen und steht neben dem ruandischen Nationalstadion, dem Amahoro (Friedens)-Stadion. Genau hier, weil das ruandische Sportministerium eben (nebenbei) auch für Kultur zuständig ist.

Ein Holländer, Mann von Ruganos Tochter, hat das Zelt vor drei Jahren finanziert, „damit es überhaupt irgendeinen Ort in Ruanda gibt, wo man Kulturveranstaltungen machen kann“, wie er sagt. Denn Theater oder Ähnliches gibt es nicht, wenn überhaupt könnten die Leute mal in den Sälen der Partei feiern, in den zwei besten Hotels des Landes kann die Upper-Class Konzerten lauschen. Unerschwinglich für den Rest.

Das Zelt steht immer noch leer, und Rugano sitzt darin. Es ist das einzige Mal, dass mir ein Ruander sagt, er habe keine Angst, etwas Falsches zu sagen, ich dürfe gerne das Ganze mitschneiden. Es erscheint mir als eine Mischung aus der Gleichgültigkeit, die dem Alter entspringt, und der Sicherheit guter Kontakte: „Auch der Präsident fragt mich manchmal nach meiner Meinung. Ob er auf mich hört, weiß ich nicht.“

Nun sitzen wir da, er im Anzug, ich viel zu leger, und sprechen über Kultur. Rugano ist der Intellektuelle des Landes, hat in Frankreich studiert,

Theaterschaffende in ganz Europa kennengelernt, selbst 26 verschiedene Theaterstücke geschrieben, ein Ballett gegründet; sein Geld verdiente er als Lehrer.

Jetzt hat er zwar das Zelt, aber kaum Mittel für Aufführungen. Geld für eine Bestuhlung des Zeltes fehlt ebenfalls. Staatliche Unterstützung für so etwas ‚abgehobenes‘ wie Theater gibt es nicht; vielleicht kann es sie in diesem Staat und mit Blick auf die wirtschaftlichen Probleme auch (noch) nicht geben. Dennoch kommt er mir nicht frustriert vor, sondern ruhig und gefasst, dank des Wissens um das, was er hat: Kultur. „In allem Schlechten gibt es auch etwas Gutes. Wir als Flüchtlinge hatten zwar nichts, weder Land noch Kühe, aber uns blieb unsere Kultur. Also haben wir die entwickelt.“ Er ist stolz, auf die Leistung, traditionelle Musikarten und Tänze bewahrt zu haben, „in Ruanda hatten sie zu der Zeit alles zerstört, wir pflegten das wahre Erbe unseres Landes. Leute kamen sogar aus Ruanda zu uns Flüchtlingen, ins Exil nach Burundi und Kongo, um ruandische Kultur zu erleben. Wir waren kultivierter als die Menschen in Ruanda, denn Kultur war unser Zement. Dort war nur Anti-Kultur.“ Ich muss schlucken und frage nach, ob er das wirklich so meint. Aber welches Recht habe ich zu zweifeln; gerade mit dem Wissen um ein Hutu-Regime, das Kultur mit Tutsi gleichsetzte und als einzige Ideen Katholizismus und Rassenhass beförderte?

„Wir sangen, wie die Afroamerikaner den Blues sangen.“ Ohne dieses kulturelle Erbe, das außerhalb des Landes aufbewahrt worden sei, wäre nur 18 Jahre nach dem Völkermord kein gemeinsames Zusammenleben von Hutu und Tutsi möglich, sagt Rugano. Ohne die Politik, ohne Macht, ginge es nicht, aber nur die Flüchtlinge, die nach 1994 zurückkehrten, hätten allen Ruändern etwas einstmals Gemeinsames wiedergegeben. Dazu gehöre auch die Entschuldigungskultur, von der bereits die Rede war: „Wenn alle verletzt wurden, darf niemand weiter verletzen, auch nicht mit Worten.“ Doch das seien alles „nur Versuche, vorsichtige Versuche. Sicher ist hier gar nichts. Wir haben einen starken Präsidenten, der hier alles zusammenhält. Aber wer garantiert, dass die Verlierer des Krieges sich nicht eines Tages rächen wollen, ihre Rachegefühle einfach nur verstecken? Und die Opfer mussten so schnell vergeben, um mit den Tätern zusammenzuleben, dass es vielleicht zu schnell war.“ Rugano meint, vielleicht sei all diese aus Angst und Unterdrückung geborene Entschuldigungskultur nur der Vorbote neuen Unheils.

Und eine Befriedung durch die ökonomischen Fortschritte des Landes? Glaube er daran nicht?, werfe ich unsicher ein. „*Économie fantomique*“ nennt Rugano, in den 70ern ordentlich in (marxistischer) politischer Ökonomie geschult, das ruandische Wirtschaftswunder. „Wenn die Hälfte unseres Staatsbudgets vom Ausland kommt, kann das nicht klappen. Das ist das Lied, dass die Staatsräson gesungen haben will, sonst nichts.“

Ungläubig verlasse ich den alten Mann im leeren Zelt. Seine Offenheit und beißende Kritik hatte ich nach vier Wochen im Land gar nicht mehr erwartet; es wird das einzige Mal bleiben, dass ich solches von Ruändern höre. Ich möchte wünschen können, dass er unrecht behält. Und ich wünsche, dass ihm der Präsident wohlgesonnen bleibt.

12. VIP oder normal?

Wieder am Amahoro-Stadion. Rugano ist an diesem Freitagabend sicher nicht dort. Dafür ein paar Hundert Jugendliche, wenn auch viel weniger als erwartet, die die Stars der ruandischen Pop-Szene sehen wollen. Ob sie wissen, wem das gelbe Zirkuszelt dort am anderen Ende der Anlage gehört?

Vor dem Eingang viele Jugendliche, die einen bedrängen, doch den Eintritt zu übernehmen. 2.000 Franc, gut drei Euro. Aber was wäre das für ein Zeichen, für ein Verhalten? Aus einer Masse von hoffenden Menschen, ein oder zwei ‚auswählen‘, und denen ihr Glück erfüllen? Nein, ich gehe mit meinen Bekannten allein zum Eingang.

Zugangskontrolle. Männer mit M16-Sturmgewehr über der Schulter, finstern drein blickend, die Sicherheitsleute nehmen ihren Job sehr ernst: Körperkontrolle, selbst bei den Mzungus. Und dann die Frage: VIP oder normale Tickets? Selbstverständlich normale, die Verkäufer blicken erstaunt; ein Mzungu, der ‚normal‘ will? Ungewöhnlich, offenbar. Dann der Blick auf das Konzertgelände. Weitläufig, übergeschmückt mit Flaggen einer der vielen Mobilfunkanbieter, die hier um die Gunst der Jugendlichen buhlen. Im Gegenzug finanzieren diese die Stars auf der Bühne mit. Diese haben ihre Tänzerinnen mitgebracht; sie erinnern mich alle an Rihanna, kopiert aus dem Musikfernsehen. Immer wieder wird das Konzert unterbrochen werden, von den Rufen eines Moderators, der die Firma anpreist: „Tigo, Tigo, Tigo, Tigo!“

Dazu diese Art von Aufteilung in VIP und ‚normal‘: Vor der Bühne vielleicht 200 Plastikstühle, dann ein fünf Meter breiter Freiraum, dann hohe Metallzäune, hinter denen jene sich scharen, die ‚normale‘ Tickets gekauft haben. Stimmung? Gar nicht, vielleicht ist es auch nicht gewollt. Und immer wenn dann doch einmal welche von den ‚normalen‘ Besuchern etwas tanzen, werden sie von den Blicken der bewaffneten Polizisten fixiert. Das ist das Gesicht der businessfriendly-Autokratie: Sollen sie ruhig feiern die Leute, solange es nicht nach feiern aussieht, und immer schön den Werbeslogans lauschen.

Die Bierstände, an denen Primus-Bier für 300 Franc verkauft wird, nicht mal 50 Cent, bleiben den ganzen Abend auffallend unbesucht, Schlange ste-

hen muss hier niemand. Ich frage nach. „Die Leute haben kein Geld“, sagt der Verkäufer, „bei 2.000 Franc Eintritt bleibt nichts mehr für Bier übrig.“ Vielleicht auch gut so, dass die Menschen so wenig trinken können. Das einzige (!) Dixie-Klo wird nach zwei Stunden Konzert abgeschlossen.

Immerhin wird das Konzert nicht schon um elf Uhr von der Polizei aufgelöst, darf bis ein Uhr nachts dauern. Den ruandischen Bekannten ist das eine Erwähnung wert.

Eine Woche zuvor wollte ich auf ein ähnliches Konzert in Gisenyi. Dort sollten alle Teilnehmer des GumaGuma-Wettbewerbs, so etwas wie ‚Ruanda sucht den Superstar‘, gesponsert, wie so vieles, von Primus-Bier, gemeinsam auftreten. Kurzfristig wurde es abgesagt, weil dem Sponsor die Sache zu teuer wurde. Ein weiteres Zeichen dafür, wie sehr gerade die junge ruandische Musik am Tropf von Konzernen hängt. Mit den Eintrittsgeldern allein lässt sich nichts Großes auf die Bühne bringen.

Anders sieht es in Bars und Nachtclubs aus, wo die Eintrittsgelder mit ein bis zwei Euro niedriger sind, das Bier weniger kostet und in rauen Mengen getrunken wird – gerade vor umuganda-Samstagen, wie geschrieben. Hier kann auch getanzt werden, wer es kann und mag, bis in den Morgen. Polizisten gibt es hier nicht, die Sicherheitsleute sind weniger übergriffig. Jede Bar hat ihre Flachbildfernseher, auf denen die Musik synchron auch als Video abläuft. Was mir auffällt? Es scheint wohl das Motto zu gelten, ‚viel bringt viel‘. Gerade in einem der angesagtesten Clubs wechseln die Lieder alle dreißig Sekunden, die Leute lieben es. Viel ruandische Musik, und immer wieder und überall die Reggae-Klassiker von Bob Marley und Peter Tosh, die gesellschaftskritischen Stücke, die alle mitsingen können. Es scheint mir so, dass sich die Menschen ihre Sehnsucht nach ‚Freedom, Justice and Equality‘ aus dem Leib grölen.

Alle heißt aber meist: Männer. Immer herrscht ein deutlicher Überschuss an Jungs, für junge Frauen gilt Ausgehen als unschicklich. Frauen, die alleine einfach nur tanzen, ziehen viele Blicke auf sich. Und immer wieder heißt es: „Das sind Prostituierte.“ Ob es stimmt, weiß ich nicht, aber der abschätzigste Sprachgebrauch der jungen Männer, die dann eben meist unter sich sind, klingt mir auch jetzt beim Schreiben wieder nach. Frauen in der Öffentlichkeit, die sich nur ein wenig gehen lassen, vielleicht sogar Bier trinken oder rauchen, sind ein Tabu. Wenn ich die ruandischen Bekannten frage, mit denen über andere Themen sehr offene Diskussionen möglich sind, heißt es immer wieder nur: „We are Africans, we are like that.“ Mit einer Frau kommen wir ins Gespräch, meinen flapsig: „Du bist aber keine Ruan-

derin, so wie du tanzt, oder?“ „Doch, 100 percent.“ Dann stellt sich heraus: Flüchtling, aufgewachsen in Kenia, seit Kurzem in Ruanda zurück. So verhält sich eine Ruanderin nicht.

Wieder mal scheint ein offener Widerspruch zwischen Anspruch und Realität auf: Denn offiziell sind in Ruanda Frauen ja vollkommen gleichberechtigt. Zur Illustration wird in Zeitungen und Regierungserklärungen oft wiederholt, dass über die Hälfte der Parlamentsabgeordneten weiblich sind – Ruanda liegt damit weltweit an der Spitze. Es wird anerkannt, dass Frauen Sex haben, und zwar auch mit wechselnden Partnern. So hängen auf den Toiletten von Clubs, Bars und Restaurants Automaten, die gratis Frauenkondome darbieten. Im Schulunterricht und in den Medien wird über Sexualität aufgeklärt. Das suggeriert, dass Frauen selbstbestimmt handeln können und anerkannt werden. Aber die gesellschaftlichen Normen? Sie weisen Frauen immer noch einen niedrigeren Status und weniger Freiheiten als den Männern zu.

Alle Freiheiten nehmen sich hier manche Weißen, Männer wie Frauen. Wer ausgeht, kann mit wenig Geld viel billiges Glück bekommen.

13. Natürlich zahl ich!

Aber wie schaffen es Musiker, überhaupt gespielt zu werden? Wie können Künstler hier von ihrer Musik leben? In Gisenyi treffe ich Olivier, der seit sieben Jahren hauptberuflich promoter ist, Bands ‚rausbringt‘, bekannt macht.

Olivier, 30 Jahre alt, hat jahrelang als Journalist beim Radio, beim Staatsradio und einem privaten Radio gearbeitet. Dort hat er in den frühen 2000er Jahren das Entstehen einer ruandischen Musikszene erlebt. „Wir haben damals alle nur Musik aus dem Kongo oder Uganda gehört, Hip-Hop, Reggae und Dancehall, aber irgendwann wollten die Menschen eigene Musik haben.“ 2005 gab es, so erinnert er sich, vielleicht 50 Künstler im ganzen Land, die moderne Musik machten, dazu einige wenige Tonstudios. „Aber die Qualität war schlecht.“ Konzerte seien immer Play-back gesungen worden, im Staatsradio gab es sowieso nur alte ruandische Musik.

Den Durchbruch brachte die Zulassung von Privatradios, die auf ein junges Publikum zielten, deren Wünsche nach Musik bis dahin nirgendwo erfüllt wurden. Dazu kam die bessere Zugänglichkeit von Technik. Denn für die Produktion einiger Beats braucht es eigentlich nur einen Computer, die damals auch in Ruanda Einzug hielten. Teure Instrumente wurden überflüssig, mit den schmalen technischen Erfordernissen, konnten mehr junge Menschen sich als Musiker erproben.

Trotz der Verbreitung des Internets kommt der Großteil aller Musik in Ruanda weiter aus dem Radio. Aber Geld verdient damit niemand. „Das Radio ist nur wichtig, um bekannt zu werden. Und natürlich zahle ich den Moderatoren Geld, damit sie meine Künstler spielen. Das ist gut für alle: Ich werde gespielt, mache meine Künstler bekannt, und die Moderatoren können so ihre schlechte Bezahlung aufbessern.“ Auch von Plattenverkäufen kann kein ruandischer Musiker leben. CDs gibt es quasi nur in den wenigen Supermärkten der kenianischen Nakumatt-Kette in Kigali, ansonsten sind ‚Plattenläden‘ in Ruanda eigentlich Kopierstationen. Die gibt es auch in kleinen Städten und sogar Dörfern, Menschen lassen sich dort Musik auf ihre Handys kopieren. Echte CDs sind für die Mehrheit unerschwinglich und die Internetverbindungen für Downloads fast immer viel zu langsam.

Deshalb macht die Mehrheit der Musiker, wie schon ihre Vorgänger der klassischen ruandischen Musik, ihr Geld mit Konzerten, erklärt mir Olivier. Er hält dies für ‚typisch ruandisch‘, denn einerseits hätten Konzerte eben eine Tradition im Land. Und andererseits sei die Musikindustrie im Vergleich zu den großen Nachbarländern so klein, dass es eben auch nicht anders ginge, als immer wieder vor Ort präsent zu sein. Und dann gibt es einige wenige Stars, die die Jugend von den Plakaten in der Hauptstadt anlachen, meistens Werbung für Mobilfunkanbieter machen. Dieser Handvoll eifert die Masse des ambitionierten Nachwuchses nach.

Die Musik, die dabei herauskommt, erscheint auf den ersten Eindruck wie eine einfache Kopie westlicher Rap-Vorbilder, oft sind Beats und Melodien schlicht und einfach geklaut. Aber die reine Musikpiraterie plus ruandischem Text reiche dem Publikum inzwischen nicht mehr. „Manche integrieren sogar schon die Inanga (die ruandische Zither), damit die Leute merken: Das ist Musik von hier.“ Ebenso selbstverständlich ist es heute, dass die Mehrheit auf Kinyarwanda rappt, damit die ‚message‘ auch bei jedem ankommt. Vielleicht findet sich so der Stolz auf die Fortschritte des Landes auch in der Musik wieder, denke ich.

Dabei ist diese junge Musik, jung vor allem, weil von Jugendlichen gehört, relativ frei in ihren Themen. „Die Offiziellen interessieren sich nicht für uns, die sagen einfach: Das ist Musik für die Jungen.“ Damit habe vor allem der Hip-Hop viel größere Freiheiten, als andere Formen der öffentlichen Meinungsäußerung: „Wir sprechen vom Alltag, von dem, was uns wirklich bewegt.“ Im Hip-Hop könnten alltägliche Ungerechtigkeiten thematisiert werden, wie die krassen Einkommensunterschiede: „Die Reichen können hier alles, sogar dir die Frau wegkaufen. Und der Lastenträger, der von morgens bis abends schuftet, bekommt nicht mal genug zum Leben.“ Verpackt wird das Ganze, wie auch im Westen, in einen Slang, der für Außenstehende meist nicht verständlich ist. „Oft rappen die so schnell, dass die Alten das

gar nicht verstehen können, weil sie es nicht kennen.“ So könne man auch über das sprechen, „was wirklich passiert.“ Der Rap, der Hip-Hop, als die einzige Musikausrichtung, die gesellschaftliche Probleme auch benennt? Ich muss mit einem der Stars sprechen.

14. We are very real!

Dicke Goldkette mit Jesuskreuz um den Hals, fette Ringe an beiden Händen, die das ganze Interview über immer wieder laut klackern werden. Klischee eines US-amerikanischen Rappers von der Westküste, tief hängende Hosen, Markenschuhe, betont lässig. Ich setze mich zu ihm, aber er wischt erst einmal pedantisch den (sauberen) Tisch vor sich ab. Auf Sauberkeit achtet auch einer der größten Rap-Stars des Landes, Riderman, wie er sich nennt. Endlich gelingt es mir, einen von ihnen zu treffen. Namen wie der seine, Tom Close, Kitoko, King James, Rafiki oder Jay Polly stehen für diese junge Generation ruandischer Rap-Stars, die im ganzen Land von der Jugend – der nach Zahlen gesellschaftlichen Mehrheit – begeistert gefeiert werden.

Vor allem im Viertel Nyamirambo in Kigali manifestiert sich die Begeisterung der Jugend für den ruandischen Rap. An jeder Ecke findet sich ein kleines Tonstudio, oft nicht mehr als ein Computer, Keyboard und ein Mikrofon; das Studio mit Pappe und ein wenig Schaumstoff selbst gebaut. Zeichen dafür, mit welch geringen technischen Mitteln hier jeder seine ‚message‘ unter die Jugend zu bringen versucht. „Wenn du über das echte Leben singen willst, musst du Teil davon sein. Deshalb sind wir hier,“ sagt Riderman. Ein Star, der zu seinen Wurzeln steht und von ihnen lebt; so könnte man es leicht kitschig interpretieren.

Riderman’s Plattenlabel und Schaltstelle ist in einem Haus untergebracht, das aussieht, wie alle hier im Viertel Nyamirambo: Ein Stockwerk, Betonbau, kleine Veranda davor, um darauf zu gelangen, braucht es einen langen Ausfallschritt über den Abwassergraben, der hier nicht befestigt ist, schlammige, aufgeweichte Straße. Auf der Veranda vertreiben sich Jugendliche und junge Erwachsene ihre Zeit. Es sind vielleicht 20 an diesem Nachmittag unter der Woche. Eine junge Frau ist auch dabei, wer es sich leisten kann, trägt den Rapper-Dress. Von außen unauffällig, hat sich innen einer der wenigen Graffiti-Künstler des Landes ausgetobt. Ein Löwe in Neon-Farben, der ins Mikrofon brüllt, immer wieder der Name des Labels, ibisumuzi, mit Krönchen verziert und ein Slogan, der mir paradigmatisch für die Haltung der Jugend, die ‚ihr Ding machen‘ will scheint: „Let’s break the chains, aim the best and make our dreams come true.“ Ein Porträt des Präsidenten finde

ich hier nicht, ebenso wenig eine ruandische Flagge. Erstaunlich, beide sind sonst omnipräsent.

Der Tisch ist sauber gewischt. Mit dem süffisanten, selbstbewussten Lächeln des Stars, bittet Riderman darum, mit dem Interview zu beginnen. Er hat etwas zu sagen. Mit Ausnahme von Kalisa Rugano traf ich keine Ruander, die so selbstsicher und klar auf Fragen antworteten, von sich aus anfangen zu sprechen, wirklich etwas sagen wollten, obwohl man sich nicht kannte; das alles in perfektem Englisch, im Slang an die US-amerikanischen Rap-Vorbilder angelehnt.

Der amerikanische Rap war auch der Erste, der es nach Ruanda schaffte. Um das Jahr 2000 herum entdeckte Riderman, heute 26 Jahre alt, dass es so etwas wie Rap überhaupt gibt. „Vorher habe ich immer Gedichte gelesen, alte Gedichte von den Eltern, und ich merkte, dass das meine Sache ist. Als ich Hip-Hop entdeckte, merkte ich, dass es einfach moderne Poetik ist. So machte ich auch aus meinen eigenen Gedichten die ersten Songs.“ Er meint, der Hip-Hop habe in Ruanda das kulturelle Erbe der Alten aktualisiert. Die Form und die Themen hätten gewechselt, aber doch sei die orale Tradition die Basis, auf der die Rapper weiterarbeiten würden. Der Rap-Boom in Ruanda sei kein Zufall.

Er war einer der Ersten, die in Ruanda auf der Bühne standen und anfangen, Geschichten aus dem Alltag in Musik zu verpacken. „Wir sind hier nicht so wie die amerikanischen Gangsterrapper, die nur erzählen, wie viele Autos und Frauen sie besitzen. Wir sind hier die Stimme der Menschen, die leiden.“ – Abgrenzung vom amerikanischen Rap, der in seinen Codes und seinem Stil vielleicht als Vorbild diente, inhaltlich aber als dekadent und künstlich wahrgenommen wird.

Vom Boom der Privatradios mit nach oben gerissen, ist Riderman heute ein Star. Er ist bekannt und wohlhabend genug, dass er im Nebenzimmer aufwendig Videos produzieren lassen kann; sie erinnern im Stil an MTV, doch die Zeiten, in denen man das Ausland einfach nur imitierte seien inzwischen vorbei. Riderman sagt von sich selbst, dass er „stolz“ sei, Ruander zu sein, er verachte andere, die in ihren Stilen und Themen nur das Ausland imitierten. Die Menschen, die Jugend hier, hätten ihre eigene ruandische Musik verdient; die sich mit der heutigen Wirklichkeit hier beschäftige: „Ruanda ist durch viel Schlimmes durchgegangen. Den Genozid, Armut. Und wir singen darüber. Bei uns geht es um das Leben auf der Straße, wir singen über Straßenkinder und Armut, darüber, was die Menschen hier durchmachen müssen, und daher verstehen die Leute uns. So was gibt es hier nur im Hip-Hop. We are very real! Das ist, was die Leute begeistert.“

Hier finde ich sie, die Musik, die gesellschaftliche Probleme benennt. Kritik an konkreten Politikern gibt es auch hier nicht, aber überhaupt von

Armut und Straßenkindern zu sprechen, wagt sich sonst niemand. Denn Straßenkinder beispielsweise, existieren nach Meinung der Regierung überhaupt nicht – auch wenn man sie überall sieht.

Ich verstehe unter solchen Äußerungen eine geschickt verpackte Kritik an den ruandischen Zuständen. Doch diese Kritik braucht ein ökonomisches Rückgrat, wie auch Riderman meint. Unter den jetzigen politischen Verhältnissen gebe es eine gewisse Freiheit, die der ökonomische Erfolg des Rap ermögliche. „Die Unternehmen suchen doch uns! Denn wir haben das, was die Leute mögen.“ Hip-Hop ist zum Wirtschaftsfaktor geworden, wenn auch nur als Vehikel für Firmen, um Werbung zu machen – damit wachse die Freiheit.

Denn als Land, das immer wieder seine Wirtschaftsfreundlichkeit betont, gingen die Regierenden inzwischen weniger gegen die Musik der Jugend vor. Und so kommt mir Ridermans Rede vom Entstehen einer jungen Musikindustrie erst merkwürdig, weil geldfixiert vor; bis ich verstehe, dass es nur die finanziellen Mittel sind, die die Kunst, die sich mit Gesellschaft beschäftigt, überhaupt erst möglich macht. Man könnte sagen, die Jugendkultur bedient sich der Mittel, die der Staat fördern will (Wirtschaftsfreundlichkeit), um eben die Probleme in diesem Staat überhaupt erst kritisieren zu können. Die wirtschaftliche Bedeutung der jungen Stars, schützt diese. Und deshalb will ein 26 Jähriger nicht etwa nur Künstler sein, sondern gleich eine ganze Musikindustrie aufbauen.

Dazu kommt ein unerschütterlicher Optimismus, sowieso auf der richtigen Seite zu stehen: „Uns trägt die junge Generation. 60 Prozent der Leute hier sind jung, wir sind die Mehrheit. Wir müssen kämpfen. Wir sind auf einem Schlachtfeld, auf dem wir unsere Musikindustrie entwickeln. Wir müssen an unsere Träume glauben, und denen folgen, auch wenn die Offiziellen gegen uns sind.“ Und deshalb ist auch der Name seines Labels kein Zufall, sondern will etwas sagen: *ibisumuzi* heißt ‚Kämpfer‘.

Im Einklang mit der wirtschaftsfreundlichen Politik und Ideologie der Regierenden, betont der Rap-Star immer wieder, wie wichtig harte Arbeit und Glauben an sich selbst sei. „Als wir mit Musik begonnen haben, ist niemand für Konzerte im Ausland gebucht worden. Heute waren wir schon in den Vereinigten Staaten, in Indien, in Belgien. Es wird weiter wachsen, wenn wir daran glauben und hart arbeiten.“ Wenn es vor 10 Jahren nur einen Staatssender und sonst keine anderen Wege, seine Musik zu verbreiten gegeben habe, warum solle es in 15 Jahren nicht auch mehrere Fernsehsender geben, für die Musik der Mehrheit.

All der Optimismus ist mir dann doch ein bisschen viel. Er spreche doch hier von einer kleinen Schicht Menschen in den Städten, die Mehrheit der

Bevölkerung auf dem Land lebe doch weiterhin von der Hand in den Mund und hätte erst einmal ganz andere Bedürfnisse, als sich mit Hip-Hop zu beschäftigen. „Hier ist es natürlich viel leichter, wir haben hier überall Strom, können Technik kaufen, wir können Werbung machen, die Menschen haben das Geld, um auf Konzerte zu kommen. Aber die Probleme sind doch die gleichen.“ Armut, zu aller erst. Und das Leben der Jugend, der bisher kaum jemand zuhörte.

Ich muss Riderman recht geben, die Botschaften der Rapper aus der Hauptstadt, verbreiten sich im Land, weil ein Bedürfnis der Jugend überall ähnlich ist: Das Bedürfnis, glaubhaft repräsentiert zu werden, von Stars, die man sich selber aussucht, nicht von der Partei vorgeschrieben bekommt. Die Mittel der Verbreitung sind das Handy und weiterhin das Radio, die es fast überall gibt. Und so sah ich auch im letzten Winkel des Landes Jugendliche die Gesten ihrer Rap-Vorbilder aus Kigali imitieren, ihrer Stars und Vorbilder. Die Musik, die sich mit der Wirklichkeit beschäftigen will, sie ist präsent. Sie reitet auf einer Welle ökonomischen Fortschritts, die jede Freiheit überhaupt erst ermöglicht. Sie repräsentiert die Bedürfnisse, Sorgen und Wünsche einer Jugend, die sich kulturell vorher nirgendwo aufgehoben sah, für die Kultur über Jahrzehnte nur bedeutete, folgsam in die katholische Kirche zu gehen und dort religiöse Lieder zu rezitieren. Heute hat diese Jugend etwas Eigenes.

Und diese Jugend, das weiß auch Riderman nur zu gut, und deshalb sieht er sich als zukünftiger Gewinner, ist heute schon die Mehrheit. Im Rahmen der Möglichkeiten, nimmt sie sich ihre Freiheit. Die Grenzen scheinen mir nach sechs Wochen im Land klar: Sozialkritik, solche, die in ihrer Schärfe in keinem offiziellen Medium zu finden ist, ist in jugendlichen Nischen möglich. Offene politische Kritik aber, Kritik an regierenden Politikern, egal wo, bleibt tabu.

15. Kultur in der wirtschaftsfreundlichen Autokratie.

Versuch eines Fazits.

Bei meiner Recherche in Ruanda wollte ich in der Populärkultur Brüche und Differenzen zum Autoritarismus des Staates finden. Ich wollte fragen, welche Hoffnungen und Ängste, welche Bedürfnisse ausgedrückt werden können, und inwieweit auch die Politik Ziel von Kritik werden kann. Der letzte Absatz endete damit, deshalb sei es hier nur noch einmal kurz referiert: gerade in der jungen Musik des Hip-Hop/Rap ist im heutigen Ruanda Sozialkritik möglich. Träume von einem besseren Leben, Kritik an Unge-

rechtigkeiten können formuliert werden; konkrete politische Kritik ist weiterhin tabu.

Das erscheint von einem westeuropäischen Standpunkt aus als sehr wenig. Doch habe ich in den Gesprächen vor Ort gemerkt, dass die ruandische Jugend das Entstehen dieser neuen Musik als großen Umbruch erlebt.

Die Mehrheit der Bevölkerung hat erstmals ihre eigene Musik, die sie repräsentiert, und die sich – soweit es ihr eben möglich ist – mit den Realitäten dieser Jugend beschäftigt.

Damit ist in den letzten Jahren ein kulturelles Feld entstanden, das es in Ruanda so bisher nicht gab. Vorher teilten sich die gesellschaftlich konservative und die der politischen Herrschaft sehr nahestehende kirchlich-christliche Musik, mit der identitätsstiftenden, aber rückwärtsgewandten traditionellen Musik, den Bereich der Populärkultur auf. Daneben gab es nichts Alternatives. Kirchen- und traditionelle Musik sind beide weiterhin sehr bedeutend, sind für einen großen Teil der ruandischen Gesellschaft die einzige Kultur, die wahrgenommen wird. Doch hat nun auch die Jugend nicht nur eine eigene Musik, die misstrauisch bis gleichgültig vom gesellschaftlichen Establishment und den Älteren betrachtet wird, sondern damit zugleich auch neue Idole, die langsam den Platz kultureller Wegweiser einnehmen. Nicht mehr nur Partei und Präsident persönlich sind Weltdeuter und Welterklärer, sondern eben die von der Jugend selbst gewählten Stars.

Die müssen, um heute erfolgreich zu sein, sich einerseits den Themen der Jugend annehmen, sich andererseits aber auch als ‚ruandisch‘ präsentieren, dürfen nicht mehr allein die großen Vorbilder aus dem Ausland imitieren; dazu gehören Texte auf Kinyarwanda, Elemente ruandischer Musik und Bekenntnisse zum Land. In der Kultur drückt sich Stolz auf die Fortschritte der letzten Jahre aus.

Die Basis für all diese Entwicklungen der letzten Jahre ist aber das wirtschaftliche Wachstum des Landes. Denn der ökonomische Erfolg des Ganzen, lässt erst die Nischen entstehen, in denen sich jugendliche Bedürfnisse als Kunst ausdrücken können. Und der Erfolg dieser anfänglichen Nischenkultur wiederum lässt die Protagonisten mutiger werden, geschützt durch Werbeverträge mit Konzernen. Hier stellt sich nun die Frage nach Abhängigkeit und Freiheit der Kultur von der politökonomischen Entwicklung.

Die pessimistische Voraussicht hieße: Alle kulturellen Phänomene und Anzeichen kultureller Freiheit seien nichts als nur ein Anhängsel des wirtschaftlichen Aufschwungs, Momentaufnahme einer günstigen Situation, die jederzeit zusammenbrechen könnte. Und es gibt Anzeichen, die dafür sprechen. Die junge Musik findet in einem Kontext politischer Autokratie statt, der Staat lässt weiterhin keine thematisch wirklich freie Kultur zu, Konzer-

te und Ähnliches zeichnen sich immer noch durch ein Übermaß an Polizei- und Militärpräsenz aus, Ekstase wird nicht geduldet und die jungen Stars hängen wirtschaftlich von Konzernen ab, haben (noch) keine eigene stabile wirtschaftliche Basis.

Und die Anfälligkeit des ruandischen Wachstums für Einflüsse von außen zeigt sich mit dem Streit um M23 nur ein weiteres Mal. Der Hohn und Spott des Intellektuellen, Kalisa Rugano, über dieses sogenannte ruandische Wirtschaftswunder sei noch einmal in Erinnerung gerufen. Selbstverständlich wäre ein politökonomisches Krisenszenario vorstellbar, Rückzug von Investoren bei gleichzeitiger Verschärfung der Mittel der Exekutive, die auch für Lieder über Straßenkinder keinen Platz mehr lassen. In dieser ‚negativen‘ Sicht wäre die junge Musik momentan allenfalls als Ventil geduldet, mit dem die Jugend ihren Frust auf relativ sanfte Art ausdrücken kann, einer Musik, die für Werbetreibende interessant ist, ohne faktisch Dinge ändern zu können. Dieses Ventil könnte dann bei Bedarf auch wieder geschlossen werden.

Die optimistischere Lesart würde dem entgegenhalten, dass die momentane Entwicklung überhaupt erst einmal die Grundlagen eines nicht allein staatlich und kirchlich gesteuerten Denkens legt, welches in den Köpfen der Menschen eine Eigendynamik entwickeln könnte. Die Erfahrung, eigene Idole und Themen zu haben, wäre nicht einfach auf gesetzlichem Wege wieder abzuschaffen, wenn überhaupt nur gewaltsam zu unterdrücken. In anderen afrikanischen Staaten Afrikas kam es in den letzten Jahren immer wieder zu großen Jugendrevolten, die ihre Wut über den politökonomischen Stillstand und den Mangel eigener, positiver Zukunftserwartungen auf die Straße trugen. Solche Bilder kann sich keine ruandische Regierung leisten, gerade vor dem Hintergrund der Abhängigkeit von Staaten des Westens. Offene Repression der eigenen Jugend gegenüber würde wiederum weiter in eine ökonomische Krise führen, wenn in der Folge Mittel aus dem Ausland weiter gekürzt würden. Ein weiterer möglicher Einwand, dass es sich bei der hier behandelten Jugendkultur vor allem erst einmal um ein Phänomen der städtischen Mittelschicht handelt, ist so wahr wie banal: Tendenzen und Bewegungen zu mehr Freiheit haben historisch – auch in Europa – nie auf dem Land angefangen, sondern verbreiten sich von den Städten dorthin. Wie im Falle Ruandas.

In dieser optimistischen Interpretation wären also auf kulturellem Gebiet Türen aufgestoßen, die sich nicht einfach wieder schließen lassen. Kultur wäre damit eben keine rein abhängige Variable von Wirtschaft und Politik.

Was im Falle Ruandas nicht vergessen werden darf, vor Ort immer mehr

oder weniger präsent ist, ist die Geschichte der Ethnifizierung, der ethnischen Spaltung des Landes in Hutu und Tutsi. Solange diese Trennung nicht für alle glaubwürdig überwunden ist, der eine Teil (Hutu) der Bevölkerung sich nicht weiter als unterdrückt sieht, der andere Teil (Tutsi) kein Wiederaufflammen des ethnischen Hasses fürchtet, wird diese Geschichte immer wieder Potenzial für neue Teilungen und Gewalt haben. Käme es dazu, wäre die ganze vorherige Diskussion über die Freiheit der Kunst von politökonomischen Umständen eine rein akademische. Dann ginge es zuvorderst darum zu fragen, inwieweit sich Kultur von der Ethnifizierung lösen kann und inwiefern sie es auch schafft, etwas über den Ethnien stehendes Gemeinsames zu schaffen.

Im heutigen Ruanda ist das Sprechen über Hutu und Tutsi in allen Kontexten, in denen es nicht direkt um den 1994er Völkermord geht, tabuisiert. Ein verständliches Tabu, um überhaupt ein Weiterleben in einem Land möglich zu machen, in denen Nachbarn Mörder ihrer Nachbarn wurden. Doch solange dieses Tabu herrscht, ist eigentlich keine belastbare Aussage über Ruandas Entwicklung zur Freiheit hin zu treffen – und der Verdacht, es handele sich um ein oberflächliches Phänomen, nicht zu entkräften. Ich zitiere noch einmal Kalisa Rugano: „Sicher ist hier gar nichts. [...] Wer garantiert, dass die Verlierer des Krieges sich nicht eines Tages rächen wollen, ihre Rachegefühle einfach nur verstecken? Und die Opfer mussten so schnell vergeben, um mit den Tätern zusammenzuleben, dass es vielleicht zu schnell war.“

Die heutige Ruhe wird ganz entscheidend von einem charismatischen, geschätzten und starken Präsidenten gesichert. Viele Menschen haben mir gegenüber immer wieder Ängste geäußert, dass sie keine Vorstellung von einem Ruanda ohne Paul Kagame hätten. Doch diese Vorstellung muss in nächster Zeit entstehen, sollen der Aufschwung der letzten Jahre und die damit entstehenden Freiheiten, nicht nur eine Momentaufnahme bleiben. Es dürfen nicht nur ein Präsident und seine Exekutive sein, der ein Land zusammenhält und den Rassenhass eindämmt. Es liegt an ihm, bis zu den nächsten Wahlen 2017 dafür zu sorgen, dass es auch ein anderer schaffen kann; mit einem mehr an Repräsentation und Pluralität, möchte man hoffen. Gelingt dies, könnte sich Kagame unter Applaus den Titel eines ‚Big African Leaders‘ verleihen, für die Leistung, einem unvorstellbar zerstörten Land eine Zukunft gegeben, und seinen Bürgern Wege in Freiheit ermöglicht zu haben. Misslingt es, wären die Jahre seit 1994 nur eine kurze Periode der Stabilität, gesichert durch den Autoritarismus einer ehemaligen Rebellenarmee, die sich aber vor dem drängendsten Problem des Landes gedrückt hat. Dann würden wieder die altbekannten Artikel über Mord, Totschlag und Hass geschrieben, keine über Kultur. Rapper müssten gegen Rapper um ihr Leben kämpfen.

16. Epilog. Eric kommt nicht.

Manchmal waren Regen und Donner so stark, dass man es mit den Füßen spüren konnte. Lichtgebilde über dem Kivu-See, dunkle Wolken, alle zehn Sekunden gleißendes Licht dahinter. Regen als Wand. Es konnte romantisch sein. Und schrecklich. Allein an einem Tag starben 54 Menschen, weil ihre Häuser aus Lehm von einem der tausend Hügel weggespült wurden, sieben starben von nur einem Blitzeinschlag. In manchen Vierteln Kigali gab es tagelang keinen Strom; als Vorsichtsmaßnahme. Denn explodierende Umspannstationen sind noch gefährlicher, als die Blitze selbst. Tage später, Fahrt durch die idyllische Hügellandschaft. Auf den gut 150 Kilometern von Musanze nach Kigali über Muhanga, über ein Dutzend schwerer Bergabgänge auf der Straße. Regen bringt dem Land Fruchtbarkeit; und den Tod.

Ich besuchte Ruanda in der Regenzeit. Und ich würde es hier nicht schreiben, wenn es nicht auch für meine Recherche Bedeutung gehabt hätte. Wenn es in Ruanda regnet, bedeutet das auch, dass nichts passiert. Die Moto-Fahrer, sonst die Herren der Straßen, sammeln sich an den Tankstellen und warten. Die Lastenträger warten. Die Frauen kochen vielleicht zu Hause, man sieht es nicht. Unterwegs sind auch sie nicht. Es verlässt niemand sein Haus, wenn er nicht unbedingt muss. Und einen Fremden treffen, der über Kultur sprechen will, ist sicher kein Grund, sein Haus zu verlassen. Bis ich es geschafft hatte, den großen Kalisa Rugano zu treffen, war ich genau dreimal schon zum Amahoro-Stadion gefahren. Jedes Mal zog Regen auf. Er rief an: „Nein, heute doch lieber nicht, es wird regnen.“ Und das tat es dann auch. Viermal versuchte ich es mit Eric, einem Musiker und Intellektuellen, der es bis zu Auftritten in Belgien und England brachte, sich viele Gedanken über die Entwicklung in Ruanda macht. Zweimal kam der Regen dazwischen, einmal lag ich krank im Bett. Dann rief er mich an, jetzt würde es aber wirklich klappen. Um zwölf Uhr am Freitag. Viermal telefonierten wir, ja ja, er sei gleich da. Und dann wurde es doch nichts, warum auch immer.

In den allerersten Tagen traf ich Expats, die leicht ironisch das Gesicht verzogen, als ich ihnen von meinem Recherchevorhaben erzählte. Zwei Wochen später traf ich sie wieder. Ihre erste Frage: „Schon frustriert?“

Dass Verabredungen nicht klappen, das war in Ruanda der Normalfall. Es war nicht leicht, sich daran zu gewöhnen und fraß Zeit. Immer wieder dachte ich an meine Magisterarbeit, für die ich in Israel Interviews führte: Vier Wochen vor Ort, 16 Interviews. Von dieser Erfahrung musste ich mich erst lösen und den Spruch beherzigen, den man als Fremder hier immer wieder hört: „Be patient, Mzungu.“ Sechs Wochen Ruanda waren auch eine Übung im Aushalten, im Die-Dinge-kommen-lassen. Dabei kann ich nicht sagen, keine Kontakte gehabt zu haben, meine größte Sorge vor der Einreise, denn

die Mails von Deutschland aus blieben konsequent unbeantwortet. Kontakte hatte ich zuhauf, denn in Ruanda kennt nun einmal wirklich jeder jeden. Ich habe sie noch, zum Beispiel, die Liste, die mir Dominique, der ehemalige Heinz-Kühn-Stipendiat, gab: Alle Chefredakteure aller Medien des Landes. Ich bin sie durchgegangen, habe sie abtelefoniert. Nicht einen habe ich treffen können.

Dieses dauernde Erleben, das die eigenen Vorhaben auf eine Realität prallen, die anders ist, habe ich auch in Gesprächen mit Entwicklungshelfern gespürt, wenn sie von ihrer Arbeit sprachen. Da kommt man mit Konzepten, zu Hause am Schreibtisch ausgedacht, klug ausgedacht, an der Uni erforscht und studiert; und dann wollen die Leute einfach nicht so, wie man es sich gedacht hat, und wie man selbst es für richtig hält. Ein mögliches Umgehen damit: Aushalten. Und sich über das, was dann doch klappt, freuen und dafür begeistern – und in der Zwischenzeit allen anderen, auch wenn es nervte, das Bier ausgeben. Man ist hier eben nicht so wie alle anderen, sondern immer der Reiche, immer die Attraktion, immer im Mittelpunkt, immer Blickfang, immer ‚wichtig‘.

Die andere Option, mit dem Zusammenprall von Anspruch und Realität umzugehen, habe ich auch erlebt: brutaler Zynismus den ‚Unwissenden‘ gegenüber. „Guck mal, da freut er sich aber!“, höre ich einen deutschen Entwicklungshelfer an meinem ersten Tag in Kigali sagen. Er hatte einem Bettler, der zwei Stunden lang sein Auto bewachte, 100 Francs, zwölf Cent, gegeben. Schallendes Gelächter bei seiner Begleitung. Ekel bei mir. Auch nicht vergessen konnte ich den christlichen Entwicklungshelfer, der das Bemühen einiger Handwerker, mit minimalem Gerät ein Loch im Abwasserrohr zu flicken, mit den Worten kommentierte: „Oh, this is fun for them! They repair it all the time.“ Als wenn der Mangel an Mitteln, Menschen zu schlechteren, dümmere Menschen machen würde, die körperliche Plackerei sogar ‚lustig‘ finden. Dieses Herabschauen auf das Fremde und Andere – aus welchen Motivationen auch immer – ich hoffe, es nicht getan zu haben.

17. Danksagungen

Größter Dank gebührt Marcel und Julia für die Gewährung von Obdach, viele interessante Diskussionen über das Leben und Erleben als Weiße in Afrika und das gemeinsame Erfahren schöner Momente. Ich hoffe, die vom Regen weggetragene Mauer fällt so schnell nicht wieder um. Marie-Claire hat mich mit ihrer ganz alten Musik über die ersten weißen, leeren Seiten beim Schreiben getragen. Walid hat mir sein Ruanda an der Grenze zum Kongo gezeigt, mit seinem Interesse und seiner Offenheit wird er ein gutes

Jahr in Deutschland haben. Ohne die Rap-Clique aus Nyamirambo, Nass, OMK, Cyuzuzo, Mugabo und all die anderen, hätte ich die verborgenen Rebellionen und Freuden in diesem Land nicht kennengelernt. Dominique danke ich für die vielen Kontakte und freundlichen Worte, Ute Maria Kilian, der guten Seele und Organisatorin der Stiftung, für Rat und Tat. Corinna mein Dank, für die kontinuierliche Reflexion während der sechs Wochen außerhalb der Domstadt.

Mein größter Respekt allen Ruandern, die mit so wenig, so viel machen.

Postscriptum:

Zurück am Flughafen Frankfurt. Auf der Toilette, kaltes Wasser aus dem Wasserhahn trinken. Lecker! Und dann fluche ich, der Handtuchspender ist leer. Es kann ja wohl nicht wahr sein, was wir uns hier manchmal für Probleme machen!